

Aus Politik und Zeitgeschichte

Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament

Norbert Seitz

Von Bern bis Los Angeles

Die politische Geschichte der Fußball-Weltmeisterschaft

Jürgen Busche

Der Mythos von 1954

Josef Schmid/Ulrich Widmaier

Warum ist der Ball nicht überall rund?

Der Homo ludens in vergleichender Perspektive

Volker Rittner

Die „success-story“ des modernen Sports und seine Metamorphosen

Fitneß, Ästhetik und individuelle Selbstdarstellung

B 24/94
17. Juni 1994

Norbert Seitz, Dr. phil., geb. 1949; seit 1989 verantwortlicher Redakteur der Monatszeitschrift „Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte“ in Bonn.

Veröffentlichungen: Bananenrepublik und Gurkentruppe, Die nahtlose Übereinstimmung von Fußball und Politik, Frankfurt a.M. 1987; zahlreiche Buchbeiträge und kulturpolitische Veröffentlichungen in Zeitschriften und Tageszeitungen.

Jürgen Busche, Dr. phil., geb. 1944; Ressortleiter Innenpolitik der Süddeutschen Zeitung in München. Zahlreiche Veröffentlichungen zu politischen und kulturellen Fragen.

Josef Schmid, Dr. rer. soc., geb. 1956; Studium der Politikwissenschaft und Soziologie an der Universität Konstanz; seit 1989 wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl Politische Wissenschaft II der Ruhr-Universität Bochum.

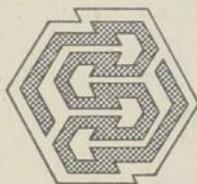
Veröffentlichungen u. a.: Die CDU, Opladen 1990; (zus. mit F. Lehner) Technik, Arbeit, Betrieb, Gesellschaft, Opladen 1992; (zus. mit F. Löbner/H. Tiemann) Organisationsstrukturen und Probleme von Parteien und Verbänden. Berichte aus den neuen Ländern, Marburg 1994.

Ulrich Widmaier, Dr. phil., Priv.-Doz., geb. 1944; Studium der Soziologie, Politikwissenschaft und der Methoden empirischer Sozialforschung an den Universitäten Mannheim und Princeton (USA); seit 1989 Vertreter des Lehrstuhls für Politische Wissenschaft II an der Ruhr-Universität Bochum.

Veröffentlichungen u. a.: (zus. mit F. Schmid) Flexible Arbeitssysteme im Maschinenbau, Opladen 1992; Endogene Grenzen des Wachstums, Baden-Baden 1989.

Volker Rittner, Dr. phil., geb. 1946; Professor für Soziologie und Sportsoziologie; Leiter des Instituts für Sportsoziologie an der Deutschen Sporthochschule Köln.

Zahlreiche Veröffentlichungen zu sportsoziologischen und medizinsoziologischen Themen.



ISSN 0479-611 X

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, Berliner Freiheit 7, 53111 Bonn.

Redaktion: Dr. Klaus W. Wippermann (verantwortlich), Dr. Katharina Belwe, Dr. Ludwig Watzal, Hans G. Bauer.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstraße 62–65, 54290 Trier, Tel. 06 51/4 60 41 86, möglichst Telefax 06 51/4 60 41 53, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 14,40 vierteljährlich, Jahresvorzugspreis DM 52,80 einschließlich Mehrwertsteuer; Kündigung drei Wochen vor Ablauf des Berechnungszeitraumes;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von 6,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke können Kopien in Klassensatzstärke hergestellt werden.

Norbert Seitz

Von Bern bis Los Angeles

Die politische Geschichte der Fußball-Weltmeisterschaft

1954: Das Wunder von Bern

Die politische Geschichte des bundesdeutschen Fußballs beginnt in Bern. In den braven Kämpfen Seppel Herbergers um Fritz Walter oder Max Morlock sah sich eine ganze Nation idealisiert. Das gespaltene Deutschland schien sich 1954 im Erfolg jener grundanständigen und politisch eher unauffälligen Kicker zu sonnen, Spieler, die nur ihr Bestes geben wollten, wie es immer hieß, und darauf getrimmt waren, daß der Bessere gewinnen möge und Fehlentscheidungen des Schiedsrichters unwidersprochen hinzunehmen seien. So schreibt Fritz Walter in seiner Eloge auf den „Chef“: „Von Eitelkeit oder ähnlichen Anfechtungen waren wir völlig frei.“

Bern wurde zum Symbol schier unzerstörbarer deutscher Tugenden. In der gedankenleeren Nachkriegsgesellschaft galt der Erfolg des krassen deutschen Außenseiters als Heroismus an sich, der – so Hermann Glaser – „als Ideal richtigen Menschentums“ idealisiert wurde. Das schlichte Motiv eines klaren und einfachen Lebens schien jenem schnörkellosen Direktspiel wie konsequenten Abwehrverhalten der Herberger-Elf zu entsprechen.

1954 wurde die hohe deutsche Politik vom erfolgreichen Proletensport noch kalt erwischt. Bis dahin hatte sich die Politik beim Fußball meist blamiert und einige Pannen verursacht. So 1953, als Fritz Walter vor dem Länderspiel gegen Österreich in Köln dem Bundespräsidenten die Mannschaft vorstellte und „Papa Heuss“ den Halbstürmer Max Morlock mit den Worten ansprach: „Und Sie sind sicher der Torwart.“ Devot verhalf Morlock dem völlig ahnungslosen Staatsoberhaupt aus der peinlichen Situation: „Ja, Herr Bundespräsident, ich bin der Torwart.“

Wie unbeholfen sich die ansonsten eher stilsicheren Honoratioren der Adenauerzeit im Umgang mit den Helden des einstigen Proletensports taten, offenbarte 1954 ein protokollarischer Patzer, der zur Verärgerung des Bundesinnenministers Gerhard Schröder führen sollte. Denn nicht nur er –

der für die Sportfragen zuständige Ressortchef –, sondern auch der freidemokratische Kabinettskollege Blücher, Vizekanzler und Marshallplanminister, hatte dem deutschen Team nach dem Vordringen ins Finale seine Glückwünsche übermittelt. „Seit wann gehören denn nationale Siege ins Ressort des Marshallplans?“ reagierte Schröder daraufhin leicht pikiert. Erst als der Titel errungen war, drängten sich auch das Staatsoberhaupt und der Regierungschef an die Spitze der Gratulantschar. Als erster Glückwunsch erreichte die deutschen Weltmeister die Botschaft von Bundeskanzler Adenauer. „An Ihrem größten Erfolg nimmt das ganze deutsche Volk mit größter Freude Anteil. Ich spreche der deutschen Mannschaft meine herzlichsten Glückwünsche aus und übermittele die besten Grüße!“ Bundespräsident Heuss gratulierte mit folgenden Worten: „Mit dem heutigen Sieg in der Fußballweltmeisterschaft, dessen sich Millionen Deutsche freuen, werden die großartigen Leistungen gekrönt, die Sie in der Schweiz gezeigt haben. Ich spreche Ihnen zu Ihrem Erfolg meine herzlichsten Glückwünsche aus und freue mich, Ihnen das Silberne Lorbeerblatt verleihen zu können.“

Als Theodor Heuss auf jener Großveranstaltung im Berliner Olympiastadion vor 85 000 begeisterten Zuschauern den Akteuren der Berner Elf das Silberne Lorbeerblatt überreichte, wies er gleichzeitig mit freundlichen Worten jede Grenzverwischung zwischen dem Fußball und der Politik zurück, wie sie zuvor in seinem nationalen Überschwang DFB-Präsident Peco Bauwens mehrfach unterlaufen war. Heuss stellte sich gleichsam an die Spitze eines überschwappenden Fußball-Nationalismus, um der Bewegung die Spitze abzubrechen: „Der gute Bauwens, er meint offenbar, gutes Kicken sei schon gute Politik“, wies Heuss den über das Ziel hinausschießenden DFB-Chef in die Schranken.

Von 1954 an veränderte sich das Verhältnis zwischen Fußball und Politik sprunghaft. Die Politik instrumentalisierte den Fußball zusehends, und der Fußball ließ sich instrumentalisieren. Der deutsche Fußball entwickelte sich, gewappnet durch den großen Erfolg, zur Trutzburg gegen das

europäische Profitum. Der Kicksport wurde gleichsam zur Nische eines antiwestlichen Vorbehalts, ein Terrain, wo sich Ewigdeutsches gegen die oktroyierte Verwestlichung noch Geltung verschaffen konnte. Fußball als ruhender Pol in Zeiten des Kalten Krieges. Der deutsche Fußballerfolg wurde deshalb gern als Anachronismus begründet. Für viele auswärtige Betrachter war jener Fußball meist nicht von dieser Welt. Rätselhaft blieb er auch dem unvergessenen Ernst Happel, der als Spieler im legendären Baseler Halbfinale beim 1:6 seines Austria-Teams einen rabenschwarzen Tag gegen Fritz Walter & Co. erwischte hatte: „Die deutschen Sensations-Weltmeister sind bis auf Tormann Turek und Verteidiger Kohlmeier am Leben. Bei den Ungarn haben Herzschräge die halbe Mannschaft hinweggerafft . . . ‚Das 2:3 von Bern‘, gesteht mir Torwart Grosics fast 40 Jahre danach, ‚tut immer noch weh. Oft wach ich deswegen in der Nacht auf.‘“

Sinn für politische Fußballsymbolik bewies in jenen Tagen vor allem die französische Presse. Scharfsinnig stellte etwa die Fußballzeitschrift „L'Equipe“ fest: „Die deutsche Wiedergeburt auf wirtschaftlichem Gebiet wirkt sich nun auch im Fußballerischen aus.“ Und in „Le Monde“ wurde erstmals auch der legendäre Vergleich zwischen Adenauer und Herberger gezogen. Dort hieß es am 8. Juli 1954 – vier Tage nach dem legendären Finale –: „In Bern hat einer meiner braven Nachbarn gesagt: Papa Herberger stellte zu Beginn eine Mannschaft der zweiten Linie auf, aber für die Entscheidung wechselte er aus. Wie Adenauer und die EVG . . . wird die EVG vielleicht nicht die wahre Mannschaft sein, wird am Ende nicht wie im deutschen Fußball die wirkliche Mannschaft antreten: die neue Wehrmacht.“ In der Tat sollten sechs Wochen nach dem WM-Sieg von Bern die EVG-Beratungen in der französischen Nationalversammlung scheitern, die Bundesrepublik trat der NATO bei.

1958: Die Affäre Juskowiak

Als „Hammer“ Juskowiak beim Gemetzel von Göteborg nach einer Affekthandlung gehen und Herbergers ausgelaugte Truppe im Heja-Heja-Taumel das Feld räumen mußte, hatte für viele Deutsche ein von vornherein aussichtsloses WM-Unterfangen sein logisches Ende gefunden. Der Titelverteidiger fühlte sich verfolgt, gejagt, und das übrige Teilnehmerfeld wurde nur als Alliierte zur Tilgung

der weltweiten Schmach von 1954 empfunden. In dieser Position der Wehleidigkeit, des Selbstmitleids gefielen sich die Nachkriegsdeutschen immer wieder gerne: Auf dem Rasen wie in der Politik! Sie wollten Musterknaben in Sachen Demokratie und die einzig wehrhaften Idealisten gegen das grassierende Fußballprofitum sein. So sehr sich die Politik um die Westbindung bemüht hatte, im Fußball lieferten sich nach deutscher Lesart deutsche Helden ein letztes Gefecht: Kämpfer gegen Krämer, ehrlicher Reckengeist gegen welsche Raffinesse. Für letzteres lieferte das provokative Verhalten des in Italien tätigen Schwedenprofis Kurre Hamrin gegenüber dem völlig entnervten Juskowiak gehörigen Zündstoff. Für viele deutsche Beobachter war das Schwedenteam nämlich längst keine nordische Elf mehr – immerhin operierten in ihm fünf in Italien spielende Profis. Als „Jus“, der Hammer, fassungslos abgeführt werden mußte, brach denn auch ein Teil der Presse in offenen Chauvinismus aus. Die sportlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Schweden gerieten gehörig ins Wanken.

Nur Helmut Rahn, der große Individualist auf dem rechten Flügel, fiel auch mit seinem Kommentar aus dem Rahmen der allgemeinen Empörung: „Mir persönlich machte der Zirkus nichts aus. Mich ließ alles, was um mich herum geschah, eiskalt. Ich dachte nur an das Spiel . . . Die Schweden spielten hervorragend, vor allem Hamrin, der glänzende Rechtsaußen, stellte Juskowiak an diesem Tag vor ein unlösbares Problem, und weil ‚Jus‘ das selbst spürte, wurde er wütend und ließ sich zu seiner berühmt gewordenen Affekthandlung hinreißen . . . Aber auch wenn ‚Jus‘ auf dem Platz geblieben wäre, Hamrin hätte immer einen Weg an ihm vorbei gefunden.“

Und wie verhielt sich die offizielle Politik während der WM in Schweden? Hatte sie sich in Spiez 1954 im deutschen Quartier erst reichlich spät gemeldet, so wurden die Bonner Größen zur WM 1958 schon vorzeitig aufdringlich. Fritz Walter registrierte nach dem Sieg im ersten Spiel gegen Argentinien in Malmö ein frühzeitiges Interesse: „Bundeskanzler Adenauer und zahlreiche Politiker schicken jetzt schon Glückwunschtelegramme.“

Als erster jedoch hatte Bundesverteidigungsminister Franz Josef Strauß ins deutsche Trainingscamp nach Bjärred gekabelt. Im Namen der Bundeswehr wünschte er zu Beginn des Turniers „Glück und Erfolg“. Damit war Strauß dem Kanzler, seinem Ministerkollegen Seebohm und Oppositionschef Ollenhauer zuvorgekommen, die erst nach dem Sieg von Malmö über Argentinien telegrafierten.

Solche offiziellen Gesten, die heute völlig unsensationell sind, wurden seinerzeit noch sorgsam registriert und bisweilen neidvoll, eifersüchtig oder hämisch von Konkurrenten der eigenen Partei oder vom politischen Gegner kommentiert. 1954 hat das Hofieren der Kicker durch die Politik begonnen. Als sich der Berner Glanz allmählich verflüchtigte und dem WM-Sieg die berühmte Gelbsucht-Niederlagenserie folgte, bestrafte die Politik den Fußball hie und da mit der alten Arroganz. So berichtete Helmut Rahn von einer Begegnung mit CDU-Ministern 1955 anlässlich eines Länderspiels gegen Italien in Rom: „Am Montag gewährte Papst Pius XII. der deutschen Nationalmannschaft eine Audienz. Vor uns hatte er Bundesarbeitsminister Storch und Außenminister von Brentano empfangen. Storch hatte, als er uns im Vorzimmer des Audienzsaals erblickte, ein paar herzliche Worte für uns übrig, Brentano hingegen geruhte, uns zu übersehen.“

Natürlich hatten die vielen Ergebenheitsadressen im Juni 1958 auch einen politischen Hintergrund, befand man sich doch zur gleichen Zeit in der Endphase des Landtagswahlkampfes von Nordrhein-Westfalen – Adenauer sollte nach der Bundestagswahl 1957 auch im größten deutschen Bundesland die absolute Mehrheit erringen. Die hohe Politik hatte erneut keine Chance gegen Herbergers tapfere Elf. So schrieb der „Spiegel“ am 18. Juni 1958: „Der Sturz des armen Fritz erregte die Bundesbürger mehr, als der Sturz der 4. Republik (in Frankreich, der Verf.). Eine Rahn-Bombe ließ alle A-Bomben vergessen.“

1962: Chile und die Bundesliga

Beleidigt verließ der entthronte Weltmeister die Arena und konnte fortan nicht verhindern, daß seine Spitzenkicker durch italienische Locksummen dem bundesdeutschen Nesthockeridyll entkommen sollten. Nur der vielumworbene Uwe Seeler, der neue deutsche Fußballstar, blieb eisern im Lande, nährte sich redlich und schlug eine Millionenofferte von Inter Mailands Helenio Herrera aus. Dies half aber wenig bei Herbergers letzter WM in Chile 1962, die sich zum unattraktiven Festival aller Defensivspielarten entwickeln sollte. Nach der Wandlung vom forschen Angriffsfußball der späten fünfziger zum taktischen Defensivspiel der frühen sechziger Jahre – der italienische Catenaccio! – stand sture Sicherung im Vordergrund, und Herbergers Elf schien Adenau-

ers einfallslose Wahlkampfformel „Keine Experimente“ noch nachträglich auf das Spiel übertragen zu wollen. Erstmals traten die Deutschen nur mit einem Zwei-Mann-Sturm an, woraufhin die Presse stöhnte: „Herberger hat uns eingemauert“; dieser rechtfertigte sich jedoch mit dem Hinweis: „Wir mußten durch ein besonders ausgefeiltes und auf Sicherheit aufgebautes Mannschaftsspiel die technische Überlegenheit der Einzelspieler in anderen Teams ausgleichen.“

Das frühe Ausscheiden der Deutschen in Santiago hatte bahnbrechende Folgen. So wurde am 28. Juli 1962 vom DFB die neue Spielklasse der Bundesliga beschlossen. Sie bedeutete die Zentralisierung des Spielbetriebs unter wenigstens halb-professionellen Bedingungen. Damit wurde das regionalistische Oberligatum abgeschafft. Hatten sich die Deutschen mit ihrem Sensationserfolg von Bern 1954 vorgestellt, sie könnten der allseitigen Professionalisierung des Fußballs widerstehen, so gaben der Aderlaß durch die Abwanderung vieler Stars ins Ausland und das schwache Abschneiden von Chile der Neueinführung der Eliteliga den letzten Kick.

Auch wenn der Durchbruch zum Profifußball noch immer an der Mauertaktik etlicher Vereinsmeister und bornierter Funktionäre scheitern sollte, so veränderte doch der neue Spielbetrieb den Fußballstil wie den Spielertyp. Der sprichwörtliche Kampf- und Panzerfußball wurde abgelöst. Es begann der Aufstieg der jungen, intelligenten Balltechniker, das einst nur kraftvoll dominierte Spiel der Deutschen erhielt mitunter sogar eine ästhetische Dimension.

1966: Das ominöse dritte Tor

Aber noch bei der ersten Fußballweltmeisterschaft nach Einführung der Bundesliga – 1966 in England – wurde der alte Nimbus von den tapferen Kämpfern und guten deutschen Verlierern gefördert, die sogar die grobe Fehlentscheidung des ominösen dritten Tores von Wembley mit großer Selbstdisziplin hinnahmen: „Denn wichtiger als zu siegen ist es, sauber gekämpft zu haben.“

Obwohl die Deutschen gerade in der Vorrunde mit ihren technisch versierten Stars Beckenbauer und Haller selten gesehene spielerische Akzente setzten, wurde in der britischen und deutschen „Kampfpresse“ immer noch der kalte Fußballkrieg beschworen. Als die Elf von Helmut Schön im

Semifinalspiel von Liverpool mit Pfiffen und die Russen mit lautem Beifall empfangen wurden, hielten dies manche für eine Sympathiekundgebung der „Arbeiterstadt zugunsten des sozialistischen Kollektivs“. Und „Bild“ stachelte in Stahlhelmmannier die deutsche Mannschaft an: „Stürmt, stürmt, dann wackeln auch die Iwans!“

Ähnlich martialisch urteilte man auch in der englischen Presse. Selbst die ansonsten eher nüchterne Londoner „Times“ verstieg sich zu bellizistischen Tönen: „Es wurde weder frohen Mutes, noch leichten Fußes gespielt, eher handelte es sich um eine Seeschlacht mit schwerstem Geschütz... Sie trafen keineswegs auf Fußballer von sehr hohem Standard, eher auf etwas wie den Geist von Stalingrad...!“ Auch der „Daily Telegraph“ grollte über eine „grausame Schlacht, die bittere Erinnerung aus den 40er Jahren wieder aufleben ließ...“

Zwölf Jahre nach Bern konnten sich die britischen Ehrentribünen vor zugereisten deutschen Politikern kaum retten. Über das erstmals ausufernde Interesse von Politikern am Fußball mokierte sich denn auch ein Leser des „SPIEGEL“ (Nr. 32/66). „Mit welchem Recht halten sich Tausende von klugen Leuten, angefangen beim Bundeskanzler über die Bundesminister, eigentlich über die Beatles, Provos und andere offensichtlich überdrehte Jugendliche auf, wenn sie wichtige politische Besprechungen vorzeitig absagen, geschäftliche Verhandlungen zurückstellen, mit Linienmaschinen nach England fliegen, tragbare Fernsehgeräte im Auto oder Büro aufbauen, nur um den bezahlten Zirkus der Fußballweltmeisterschaften zu sehen.“

Oberste deutsche Repräsentanten beim Finale von Wembley waren Bundesinnenminister Paul Lücke und sein Kabinettskollege Richard Stücklen. Und Bundespräsident Heinrich Lübke übermittelte die Glückwünsche: „Das Erringen dieses (zweiten, der Verf.) Platzes ist ein großer Erfolg, der viel Mut und Ausdauer erforderte. In allen Begegnungen zeichnete sich Ihr Spiel durch sportliches Können und Kameradschaftsgeist aus.“

Zur Ehrung leistete sich Bundespräsident Lübke den fast schon obligatorischen Patzer und erklärte den untröstlichen deutschen Endspielverlierern, daß er das dritte Tor der Engländer „drin“ gesehen habe. Bundeskanzler Erhard gab der deutschen Mannschaft im Palais Schaumburg einen Empfang und fühlte sich ebenfalls bestätigt durch seine frühe Warnung vor einem WM-Einsatz des Dortmunder Torjägers Lothar Emmerich. In der Tat war „Emma“ im Finale von Wembley der Totalversager im deutschen Team. Innenminister Lücke

kommentierte den Ausgang der WM in England wie folgt: „Die Spieler haben uns einen großen Dienst erwiesen, der über das rein Sportliche hinausgeht. Ich glaube, wir haben durch ihre Haltung viele Freunde gewonnen.“

1970: Deutscher Traumfußball

Die Epoche westdeutscher Fußballbrillanz begann 1970 bei der WM in Mexiko. Das Jahrhundertspiel zwischen Deutschen und Italienern im Azteca-Stadion wurde zum „mythologischen Ereignis“. In Mexiko gewann der deutsche Fußball erstmalig eine ausgewogene Mischung aus Kampf und Technik, aus Tugenden wie Tapferkeit und Intelligenz, Zähigkeit und Spielwitz. Selbst die englische Presse würdigte den neudeutschen Fußball, nachdem man noch bei der WM 1966 im eigenen Lande vor dem Finale von Wembley Helmut Schön und Alf Ramsey mit den Weltkriegsgenerale Rommel und Montgomery verglichen hatte. Nach der unglücklichen 3:4 Niederlage in der Verlängerung hieß es dagegen: „Wo immer die deutschen Fußballer auftreten, da geben sie dem Spiel eine fast metaphysische Note. Wir müssen uns verbeugen, wir müssen ihnen danken. Schnellingers Ausgleichstor wenige Minuten vor dem Schlußpfiff war einer der Augenblicke, wo das glückliche Herz für immer stehenbleiben will.“

Ogleich am Ende das Glück auf seiten der Azzurris stand, galt dem deutschen Spiel unter Beckenbauer und Overath der ungeteilte Beifall der internationalen Presse. Vom traumhaften „Fußball aus dem Jahr 2000“, voller Poesie und Leidenschaft, Euphorie und Ohnmacht war die Rede. Die deutsche Fußballnationalmannschaft erlebte von da an ihre kreativste Zeit. Die Akteure der jungen Himmelsstürmer von Bayern München und Borussia Mönchengladbach ergänzten sich zu einer nie dagewesenen und später auch nicht mehr gesehene Mischung aus Improvisation und Kalkül, Esprit und Ökonomie.

Doch die Beziehungen zwischen dem neudeutschen Fußball und der sozialliberalen Reformkoalition waren empfindlich gestört. Wo andere davon schwärmten, endlich „mehr Demokratie zu wagen“, bezeichnete der junge Beckenbauer den Protagonisten dieser Formel, Willy Brandt, als „nationales Unglück“. Und später parlierte Franz über Franz Josef und dessen ersehnte Kanzlerschaft wie über die Vergabe eines vierten UEFA-Cup-Platzes: „Er hätte es auch einmal verdient.“

1974: Der Routinetitel

Als am 22. Juni 1974 in Hamburg während der Fußballweltmeisterschaft Jürgen Sparwasser vom 1. FC Magdeburg das einzige innerdeutsche Fußballduell für die DDR entscheiden sollte, waren gerade sieben Wochen nach dem Rücktritt Willy Brandts infolge der Guillaume-Affäre vergangen. Das DFB-Team hatte bis zur Hamburger Pleite weniger durch großartige Erfolge auf dem Rasen, als durch einen Kampf mit dem DFB um die Höhe der Titelprämie auf sich aufmerksam gemacht. Das Feilschen habe bis vier Uhr in der Frühe gedauert – so Sepp Maier. Die deutschen Fußballer waren längst nicht mehr artig, selbstlos und puritanisch, wie es noch das Ideal von 1954 insinuierte. Jene Elf, die 1974 den zweiten Weltmeistertitel errang, hatte im Münchener Finale gegen die besseren Holländer zwar auch eine starke Brise jener sprichwörtlichen fußballdeutschen Kämpfertugenden nötig, ansonsten trennten die beiden deutschen Weltmeistermannschaften mehr als eine Fußballwelt. Durch mehrere Kraftakte gelangte sie ins Finale, wo dem 2:1-Erfolg längst keine überragende Leistung mehr entsprach. Aber das neue professionelle Fußballdeutschland hatte sich inzwischen vom ewigen Pechvogel zum raffinierten Glückspilz entwickelt. Bei der WM 1974 in Deutschland durfte das Team Helmut Schöns mehr Glück auf einmal einheimen, als allen deutschen WM-Mannschaften bislang zusammengekommen beschieden war – von der grandiosen Schwalbe Hölzenbeins vor dem Elfmeter im Finale nicht zu reden!

Unterschiedlich wurde in der Fußballpresse die Anteilnahme der sozialliberalen Staatsspitzen bewertet, wobei die Sozialdemokraten Heinemann und Schmidt schlechter abschnitten als die Liberalen Scheel und Genscher. Da wurde Heinemanns „nüchtern gesprochene Eröffnungsformel“ genauso sorgsam registriert wie des neuen Kanzlers beschwichtigende Einlassung am Vorabend des Finales, die sogar als „mißraten“ bezeichnet wurde. Dabei hatte Helmut Schmidt bei der „Reduzierung des Ereignisses auf das Normalmaß“ nur seiner Hoffnung Ausdruck geben wollen, daß fair gespielt werden möge. „Denn es ist ja kein Krieg“, so der damals neue Kanzler.

Vizekanzler Genscher vermochte sich dagegen lieb Kind bei Deutschlands Fußballfans zu machen. Am 6. Juli 1974 hieß es in einer PR-Meldung: „Bei seiner Ankunft in München äußerte sich Bundesaußenminister Hans-Dietrich Genscher zuversicht-

lich über den Ausgang des Endspiels: ‚Ich denke, daß wir gewinnen‘, sagte Genscher.“

Höchst symbolträchtig fand während der WM auch der in der Öffentlichkeit fast untergegangene Wechsel in der Villa Hammerschmidt statt. Gustav Heinemann, der nüchterne Moralist, machte der rheinischen Frohnatur Walter Scheel Platz. In einer seiner letzten großen Amtshandlungen hatte der scheidende sozialdemokratische Hoffnungsträger die WM in Frankfurt eröffnet; dem Nachfolger Scheel blieb zu Beginn seiner Amtszeit die feuchtfrohliche Siegesfeier im Münchener Olympiastadion. Als ob es der geheimen Regie des liberalen Bonvivant entsprochen hätte! Scheel paßte sehr gut ins Bild des jubilierenden Beckenbauer mit seiner etwas glanzlosen Siegerelf, die schon den Beginn einer neuen Stilepoche repräsentieren sollte. An der Seite des jubilierenden Franz strahlte denn auch der liberale Sonnenkönig, als hätte nicht Gerd Müller, sondern er das Siegestor geschossen.

Nach dem Münchener Finale fanden aber auch wahre Verbrüderungen zwischen den obersten Repräsentanten der CSU und den sechs Weltmeistern des FC Bayern München statt. Franz Josef Strauß ließ sogleich den Sieg für den Freistaat verbuchen, als er mit Stolz auf die bajuwarische Herkunft der beiden WM-Torschützen, Paul Breitner und Gerd Müller, verwies. Freilich konnte das konservative Politidol sich nur kurze Zeit mit dem linken Individualisten Breitner schmücken, gab dieser doch nur wenige Tage nach dem WM-Sieg seinen Wechsel zu Real Madrid bekanntgeben. Als Sepp Maier Landesvater Alfons Goppel rotzfrech zu duzen begann, erhielt er einen Rüffel vom DFB-Funktionär Joch.

Und wie sehr die Guillaume-Affäre damals auch die Herzen von Fußballfunktionären bewegte, sollte im Oktober 1974 das Aufeinandertreffen des 1. FC Magdeburg und des FC Bayern München im Europapokal der Landesmeister beweisen. Aus Angst vor DDR-Spionen fand die Spielerbesprechung nicht etwa im Hotel oder Bus, sondern im Freien statt. Außerdem war der Starclub mit zwei Bussen nach Magdeburg angereist. „Wir werden uns doch nichts ins Essen tun lassen“, hatte Manager Robert Schwan getobt. „Wenn sie uns nicht gestatten, selber zu kochen, dann reisen wir einfach mit einem extra Speisebus.“ Gesagt, getan. Sepp Maier schämte sich für diesen Vorfall: „Die Ober taten uns wirklich leid. Die haben beinahe geweint, als wir im Bus blieben. Sie hatten sich so darauf gefreut, uns bedienen zu können, mit uns zu sprechen und zu diskutieren. War das eine merkwürdige Situation: Hunderte von Leuten

standen um die Busse herum, sahen uns beim Essen zu.“

1978: Späte Revanche in Cordoba

„Jeder Satz ein Säbelhieb, jede Freundschaftsphrase eine Drohung“, so kommentierte Walter Jens die Eröffnung der Weltmeisterschaft in Argentinien 1978 durch den schnauzbärtigen Junta-General Jorge Videla. Doch DFB-Präsident Hermann Neuberger wollte im Rückblick keine politischen Zweifel aufkommen lassen: „Wenn ich zurückblicke, dann war das eine Sache des ganzen Volkes.“ Und Stürmerstar Karl-Heinz Rummenigge betonte: „In keinem Land der Welt sind wir vorher so herzlich begrüßt worden. Das ging nahe, wir waren überwältigt.“

Als würdige Leibwächter für die deutschen Titelverteidiger heuerte der DFB-Chef die in Mogadischu im Jahr zuvor so erfolgreichen GSG-9-Leute an. Die Meinungen unter den Spielern waren durchaus geteilt. Sepp Maier empfand sie als lästig: „Überall die Aufpasser! Mich macht so was fertig. Ich brauche Luft, meinen freien Raum.“ Nicht so Kalle Rummenigge: „Nicht einmal wir haben gemerkt, daß sie Waffen dabei hatten, wir wußten nur, daß es nette Leute waren, die unser Leben schützten.“

Täglich wurden die Nationalspieler mit moralischen Fragen bombardiert – vor allem von Amnesty International. Nur zwei deutsche Spitzenkicker äußerten moralische Bedenken, im Junta-Land Argentinien zu spielen: Ewald Lienen und Manni Burgsmüller, die freilich ohnehin nicht nominiert worden wären. Auf eine der vielen moralischen Fragen bestach der Kölner Meisterspieler Herbert Zimmermann mit besonderer Intelligenz: Ob es ihm etwas ausmache, wenn er wüßte, daß in einem Nebengebäude Menschen gefoltert würden: „Nein, wir haben ja die GSG 9 dabei!“

Zum wahren Politikum wurde freilich eine andere Begegnung, das Ausscheiden der deutschen Elf gegen Österreich in Cordoba. „I werd' nährisch“, schrie Reporter Edi Finger unentwegt ins Mikrofon, während es in Wien siebenundvierzig Jahre nach dem letzten Erfolg der Österreicher über die Deutschen Freibier gab. „Macht's gnädig mit uns“ sollen – so Sepp Maier – die österreichischen Spieler bei der Platzbesichtigung

scheinheilig gebeten haben: „Wir haben es geglaubt, uns einseifen lassen, leichtsinnig und unkonzentriert unsere Endspielchance vertan.“

Anders sah es Konkurrent „Schneckerl“ Prohaska, der Spiritus rector des Austria-Teams. Die Österreicher litten unter der Geringschätzung der Deutschen und legten sich noch mal richtig ins Zeug: „Die BILD-Zeitung degradierte uns gar zu einem 0:11 Außenseiter. In allen elf Positionen wurden die deutschen Spieler mit den Österreichern verglichen, und heraus kam, daß wir allesamt arme Hascherln waren. Fußballanfänger, die durch Zufall nach Argentinien gekommen waren...“ So machten Krankles Traumtore und das Eigentor des jämmerlich versagenden Beckenbauer-Nachfolgers mit der Kapitänsbinde, Berti Vogts, Fußballgeschichte.

Negativschlagzeilen heimste vor allem der DFB ein. Zum einen hatte er Beckenbauer und Uli Stielike wegen ihrer Engagements bei Cosmos New York und Real Madrid aus dem WM-Team hinauskomplementiert, so daß sich FAZ-Herausgeber Joachim Fest zu jener unvergessenen Philippika veranlaßt sah: „Mit hemdsärmlicher Robustheit hat Neuberger den Verband seinem autoritären Stil unterworfen, ein Provinzkönig, dessen Gängelungsgelüste den Spielern noch vorschreibt, welche Socken oder Pullover sie außerhalb des Spielfelds zu tragen haben...“

Doch schlimmer noch: der DFB ließ gar im Camp in Asconchinga den ewiggestrigen Weltkriegsflieger Hans-Ulrich Rudel die Spieler besuchen, während dem ehemaligen Fußballstar Günter Netzer in seiner Eigenschaft als Kolumnist der Zugang verwehrt wurde. Zwei Jahre zuvor, 1976, hatte Verteidigungsminister Georg Leber noch jene Generale aus dem Dienst entfernt, die Rudel in eine Bundeswehrkaserne zu einem Traditionstreffen eingeladen hatten und dies auch noch nachträglich rechtfertigten. Selten hatte sich der DFB politisch mehr blamiert als in jenen Tagen in Argentinien.

1982: Die häßlichen Deutschen

Es sollte aber noch ärger kommen, 1982 im nordspanischen Gijon in der Vorrunde. Die friedliche Kungelei auf dem Rasen beim Skandalmatch Bundesrepublik gegen Österreich erregte die Fußballwelt. Nach der Generation der „Hel-

den von Bern“ und der Traumfußballer von Mexiko war jetzt offenbar eine Elf zynisch kickender Abzocker am Werk. Eine Ära ging jäh zu Ende. So Torwart Toni Schumacher nach dem Skandalmatch: „Ich weiß nicht, was die wollen, für uns ging es heute schließlich um viel Geld.“ Der Kölner Keeper setzte während des Turniers noch eins drauf. Im Stile eines Amokläufers foulte er beim Herauslaufen den Franzosen Patrick Battiston. So geschehen während des Semifinalspiels von Sevilla, nach dem der Täter unbekümmert sein fehlendes „Unrechtsbewußtsein“ zur Schau stellen sollte: „Unter Profis gibt es kein Mitgefühl. Sag ihm, ich zahl ihm die Jacketkronen.“ Sofort geriet auch die Deutsch-Französische Freundschaft in Mitleidenschaft. So stellte Brigitte Sauzay noch Jahre danach in einem ZEIT-Aufsatz fest: „Namentlich bei der älteren Generation wirkt immer noch das Trauma der Kriegs- und Hungerjahre fort. Es genügt, daß während einer Fußballweltmeisterschaft der Deutsche Schumacher dem Franzosen Battiston hart zusetzt, und schon kommen alte Ressentiments hoch.“

Die alte Begründung Jupp Derwalls aus dem Jahre 1974 galt nicht mehr: „Wir legen auch Wert darauf, daß sie charakterlich einwandfreie Kerle sind... und nicht zuletzt auch ihr Land würdig vertreten.“ Zu Herbergers Zeiten schien dies noch selbstverständlich gewesen zu sein. Wie belehrte der ‚Chef‘ immer altfränkisch seine Spieler: „Denkt daran, daß ihr eine Art Botschafter eures Landes seid. Eine Fußballelf kann durch ihr einwandfreies Auftreten manchmal mehr Freunde für ihr Land gewinnen als ein Diplomat in vielen Jahren.“

In Spanien erreichte eine allseits verhaßte deutsche Mannschaft das Finale. Dennoch ließ sich Kanzler Schmidt nur wenige Monate vor seiner Abwahl die Teilnahme am Endspiel nicht nehmen. Hinterher mußte er sich noch in der Fußballpresse dafür kritisieren lassen, daß er nach dem Finale Bundesrepublik-Italien die ausgelassene Freude des rührenden italienischen Staatspräsidenten Sandro Pertini mit seinem berühmten „Cheeselächeln“ quittierte: „Bundeskanzler Helmut Schmidt scheint die Freude des italienischen Staatspräsidenten zu teilen.“ CDU-Politiker Kurt Biedenkopf hielt freilich dagegen und versuchte, die spielentscheidende Hereinnahme Karl-Heinz Rummenigges während des Frankreich-Spiels in Sevilla auf das neokonservative Konto zu buchen: „Die sozialistische Politik hat unsere Leistungsträger entmutigt. Fallen die Leistungsträger wegen Verletzung, Überlastung oder Miesmacherei aus, läuft das Spiel nicht mehr. Wenn es mehr Rummenigges gäbe, sähe es im Land anders aus.“

Auch Schmidt-Nachfolger Kohl sollte sich alsbald auf die Seite der übel beleumundeten deutschen Nationalmannschaft stellen. So im Quartier der Derwall-Equipe vor der Europameisterschaft in Frankreich 1984: „Bei uns wird immer gegen etwas demonstriert. Ich bin hier, um für die Nationalmannschaft zu demonstrieren.“ Und Jupp Derwall fügte hinzu: „Der Bundeskanzler hat mich vor ein paar Wochen telefonisch erreicht und mir Mut zugesprochen. Eine Geste, die mich richtig glücklich machte.“ Vor allem habe Kohl Derwall zum unbeirrten Durchhalten geraten: „In der Politik ist es wie im Sport: Immer wieder Höhen und Tiefen, da muß man durch.“ Doch Derwall sollte des Kanzlers Segen nicht viel nutzen. Das deutsche Team schied vorzeitig aus, und Derwall mußte gehen. Währenddessen übernahm die französische Zeitung „Libération“ die Exekution des neudeutschen Fußballs: „Dieses wilde Tier, das der deutsche Fußball ist, verdiente... im eigenen Urin ertränkt zu werden... nein, das deutsche Monster hat zu lange überlebt... sie hatten schon die peinliche Einbildung, daß die Geschichte nach ihrem Sinn laufen wird, daß es ein Schicksal gibt, daß es immer gut für den deutschen Fußball ausgeht“.

1986: Kohls Bruderküsse

Fortan bastelte der neue Teamchef Franz Beckenbauer an der Nationalelf wie an einer Keimzelle der Nation. Autorität war angesagt und nicht mehr Derwalls kumpelhaftes „Prost, ich bin der Jupp!“ Länderspiele wurden zu Charakterproben und Einstellungstests, auch in nationaler Hinsicht. Vor dem WM-Qualifikationsspiel gegen Schweden im Oktober 1984 bekamen die Elitespieler die dritte Strophe des Deutschlandliedes zugestellt, denn mitsingen ist seitdem erwünscht. Auch wenn sie es am Spielwitz der außergewöhnlichen siebziger Jahre vermissen ließen, bestand die DFB-Elf unter den Fittichen Franz Beckenbauers jeden „Charaktertest“ und stolperte erneut mehr schlecht als recht ins WM-Finale 1986. Als Maradona, der argentinische Superstar, nach dem Sieg seines Teams gegen Beckenbauers Rumpelf den güldenen Weltpokal zu küssen begann, war auch der Bonner Kanzler mit von der Partie. Er hatte eilends einen Jet nach Mexiko starten lassen, mit fußballbegeisterten Kabinettskollegen wie Blüm und Lieblingssozis wie Wischniewski an Bord. Kohl herzte jeden unterlegenen deutschen Endspielkicker und mußte für diese populistische Aktion viel Prügel hinterher ein-

stecken. Stilistische Vergleiche zwischen der Mediokrität von Fußball und Politik schossen ins Kraut.

Inzwischen waren Politiker längst nicht mehr gern gesehene Gäste in Fußballstadien. Ihr Besuch geriet leicht in den Ruch der Anbiederung oder Instrumentalisierung. Von Ludwig Erhard, Richard Stücklen und Wolfgang Mischnick wußte man wenigstens noch, daß sie kundige Fußballfans waren. Und über Herbert Wehner, den früheren Anhänger des legendären Dresdner SC, wurde stets eine persönliche Freundschaft zu Sepp Herberger kolportiert. Der Zuchtmeister der SPD liebte das typisch deutsche Kampfspiel der fünfziger Jahre sehr. Franz Josef Strauß verstand dagegen im Münchener Olympiastadion so wenig von Fußball wie in Bayreuth von Wagners Musik. Willy Brandt wurde in der Rehhagel-Ära Mitglied der Bremer Werderaner. Einem Ondit zufolge soll er sogar mit dem Gedanken geliebäugelt haben, 1991 Werder-Manager Willi Lemke, den früheren SPD-Landesgeschäftsführer, anstelle von Engholms Karlheinz Blessing zum Bundesgeschäftsführer im Bonner Erich-Ollenhauer-Haus zu küren. Eines der letzten Fotos zeigt Willy Brandt in Unkel im August 1992 an der Seite des erfolgreichen Werder-Coachs Otto Rehhagel. Der aufstrebende Liberale Jürgen Möllemann, obwohl aus Münster, brachte es beim permanent krisengeschüttelten FC Schalke 04 sogar zum Strippen ziehenden Vorstandsmitglied.

1990: Weltmeisterschaft und Wiedervereinigung

Tennisfan Richard von Weizsäcker fuhr am Mittag des 8. Juli 1990 nicht nach Wimbledon, wo Boris Becker gegen den Schweden Stefan Edberg im Finale der All England Lawn Tennis Championships stand, sondern nach Rom zum entscheidenden WM-Titelkampf zwischen Beckenbauers DFB-Team und den dezimierten Argentinern. Spötter höhnten, daß Weizsäcker dem Kanzler dieses Mal nicht den Vortritt lassen wollte, wie 1986 beim Finale im Azteca-Stadion, wo die populistischen Bruderküsse des Regierungschefs für die abgekämpften Nationalrecken eher als Peinlichkeit empfunden worden waren. Weltmeisterschaften sind nun mal Präsidial- und nicht Kanzlersache: Das war bei Heuss 1954 nicht anders als bei Scheel 1974. 1990 teilte sich Richard von Weizsäcker die Siegerehrung wortkarg mit dem italienischen Staatsoberhaupt Cossiga, wohl wissend, daß

sich der dritte deutsche WM-Sieg einer Dominanz von italienisierten Profis deutscher Bundesliga-Herkunft verdankte. Die Zeiten hatten sich geändert, denn in der einstigen Feindesarena – im Mailänder Meazza-Stadion – schienen die bei Inter Mailand agierenden Profis Matthäus, Brehme oder Klinsmann vor heimischer Kulisse zu spielen. Kurz vor der Vereinigung ließ die siegreiche DFB-Elf in Ansätzen nochmals alle Tugenden Revue passieren, die spielerischen wie die kämpferischen, die über vier Jahrzehnte zum Erfolgsensemble bundesdeutscher Fußballkunst gezählt hatten.

Doch der Kanzler ließ sich nicht lumpen, kam nach Rom, durchbrach sogar einen Polizeikordon, weil er den siegreichen Kickern unbedingt persönlich gratulieren wollte. In der Kabine soll es zu einer Begegnung gekommen sein. Reservist Uwe Bein von der Frankfurter Eintracht war hinterher nicht imstande, die Worte des Kanzlers wiederzugeben.

Kohls damaliger sozialdemokratischer Gegenspieler, Oskar Lafontaine, hatte sich bereits beim Semifinalspiel in Turin gegen England TV-gerecht im Fußballstadion präsentiert. Er kommentierte verhalten, ohne in eine nationale Tonlage zu geraten. Dies sollte zu einem Ausgewogenheitsgefecht im ZDF und zur bösen Notiz in der WELT führen, man habe wenigstens gehört „daß es ihn wirklich noch gibt. Das stellt die Ausgewogenheit mit dem Kanzler wieder her.“ Lafontaine hatte sich nach seinem Attentat Ende April einen Monat nicht in der Öffentlichkeit sehen lassen können.

Erstmals kopierten deutsche Fußballfans während der WM Autocorsi und Fahnenmeer von italienischen Tifosi. Dies führte zu einer Debatte in der alternativen „Tageszeitung“. Alt-Spontis ergötzen sich daran, daß auf deutschen Straßen „endlich wieder was los sei“; man begrüßte es, daß sich wieder hierzulande „kollektiv im öffentlichen Raum“ und nicht mit einem vereinsamten Besäufnis hinter der Glotze gefreut würde.

Auch Walter Jens, „Deutschlands gescheitester Fußballfan“, nahm die jubelnden Fans ausdrücklich in Schutz: „Schlimmer wäre es, wenn sie für Jagdflugzeuge oder Panzer wären. Die Fans freuen sich über Fußball und denken nicht über die deutsche Einheit nach.“ Ebenso nannte Daniel Cohn-Bendit die fahnenschwenkende Fußballoffensive etwas Wunderbares, „viel schöner als Kohl, die Wiedervereinigung und die Nürnberger Reichsparteitage“. „So normal sind wir“, kommentierte denn auch die „Frankfurter Rundschau“. Die grüne Bundestagsabgeordnete Antje Vollmer hatte während des WM-Turniers zur Ratifizierung des Staatsvertrages erklärt: „Wer den deutschen

Fußballern in diesen Tagen zuschaut, der verliert – wie auch ich – die Angst vor den Deutschen. Sie spielen nicht nur gut und erfolgreich; sie spielen auch irgendwie schön und irgendwie richtig emanzipatorisch.“ Freilich vergaß sie nicht hinzuzufügen: „Wir Deutschen müssen nicht immer Weltmeister sein.“ Woraufhin die SPD-Finanzexpertin Ingrid Matthäus-Maier dazwischenrief: „Aber ab und zu doch!“

Als der Kanzler aus dem Kaukasus kam, wurde Deutschland Weltmeister. Und ‚Kaiser Franz‘ proklamierte den vorläufigen ‚Endsieg‘: „Zusammen mit den Ostdeutschen werden wir auf Jahre hinaus nicht mehr zu besiegen sein. Es tut mir leid für den Rest der Welt, aber es ist so.“ Doch daraus wurde fei nix: Weder entstanden auf Antrieb „blühende Landschaften“, noch konnte sich das mächtige Deutschland 1992 zur Europameisterschaft gegen die dänischen EG-Reservisten durchsetzen.

Am 19. Juli 1990 verkündete DFB-Präsident Neuberger die deutsche Fußball-Union. Zuvor war es noch zu großen Auseinandersetzungen gekommen, weil Neuberger es wegen bestehender Bandenwerbungsverträge nicht verhindern konnte, daß in der Vorrunde zur Europameisterschaft 1992 die DFB-Equipe gegen die Kickerkonkursmasse der damals gerade noch existierenden DDR antreten sollte. „Wir gegen uns“ höhnte daraufhin „Bild“, während die „FAZ“ dem erfahrenen Fußballfunktionär für seine nationale Verzögerungstaktik die rote Karte zeigen wollte. „Der Vereinigungszug ist nicht zu bremsen, nicht einmal durch Hermann Neuberger.“ Bereits 1988 zur Europameisterschaft hatte sich der eher konservative Neuberger dem Vorwurf fehlender nationaler Einstellung ausgesetzt, als er die Zustimmung der osteuropäischen UEFA-Funktionäre für einen Austragungsort Bundesrepublik nur auf der Basis eines Berlin-Verzichts bekommen konnte. Zum Ausgleich dafür machte Neuberger das Berliner Olympiastadion zur festen Austragungsstätte des deutschen Pokalendspiels.

1994: WM in den USA

Herbergers „Der Ball ist rund“ wurde zur eingängigen Spiel-Philosophie. Wenn in Amerika gejubelt wird wie in Europa beim Fußball, ist der Ball aber oval – so beim Football! Und Franz Beckenbauer, einst bei Cosmos New York Aushängeschild in der kurzlebigen US-Operettenliga, fügt

lächelnd hinzu, daß in den USA Schüsse über die Torlatte – gemäß der Football-Regel – bejubelt würden, während in Europa dabei ein Raunen durch die Menge geht. Eine Fußball-WM in den USA ist sportlich so zwingend wie eine alpine Skiweltmeisterschaft an der Elfenbeinküste. Schon tarnen sich skrupellose Geschäftsleute als fortschrittliche Deregulatoren der allzu bürokratischen Fußballregeln: Nicht mehr 2x45 Minuten, sondern 3x30 Minuten soll das Spiel dauern, um der Werbung in den Pausen ihren gebührenden Platz zu verschaffen.

Daß in den USA die Fußball-Weltmeisterschaft endgültig begraben werden könnte, befürchten deshalb nicht nur europäische Fans, sondern auch einheimische, die trotz aller gigantischen PR- und Vermarktungsanstrengungen die US-amerikanische Begeisterung am Fußball für nur wenig ausbaufähig halten. Doch den DFB, reichster Fußballverband der Welt, schien dies wenig zu schrecken. Im Vorfeld der WM hatte er ohnehin andere gravierende Probleme – etwa die Annullierung und Neuansetzung eines alles, sowohl Meisterschaft als auch Abstieg entscheidenden Bundesligamatches.

Zuvor hatte der DFB eine schwere politische Niederlage erlitten, als er eisern darauf bestand, trotz aller Bedenken politischer Ratgeber ein Länderspiel gegen England an Hitlers Geburtstag, dem 20. April, anzuberaumen. Vor dem zu erwartenden Zusammenstoß von deutschen Neonazis und britischen Hooligans schreckte zunächst die Hamburger Innenbehörde zurück. Doch der DFB verhielt sich störrisch wie eh und je und verlegte das Länderspiel von der Hanse- in die Hauptstadt. Berlin freute sich, bis der englische Fußballverband dem DFB mit seiner späten Absage einen schweren Korb verpaßte – man befürchtete, daß die Austragung der Europameisterschaft 1996 auf der Insel durch Ausschreitungen von Hooligans gefährdet werden könnte. Hitler habe noch nach fünfzig Jahren ein Länderspiel verhindert, empörten sich hinterher einige Hardliner unter den deutschen Fußball-Funktionären, die das Länderspiel offenbar auch als Polizeieinsatz wie in Wackersdorf hingenommen hätten. Währenddessen ließ die „Times“ keinen Zweifel daran, „jede Kritik in Deutschland, daß die Absage des Spiels Extremisten in die Hände“ spiele, sei „fehl am Platz“. Schließlich müsse „Deutschland mit seiner brutalen und wachsenden Unterklasse von Neonazis aufpassen, nicht eine Plattform zu bieten für eine gewaltgeladene Demonstration extremistischer Stärke“.

Auf die englische Länderspielabsage hin ließ der Bundestrainer ein Ersatzspiel in den Vereinigten Emiraten ansetzen, was auf seiten der Münchener Titelaspiranten in der Bundesliga-Endphase zu schweren Verstimmungen führen sollte. Erstmals wurde das Verhältnis zwischen Berti Vogts und seinem glorreichen Vorgänger Beckenbauer ernsthaft beschädigt. Doch der DFB stand eisern zu seinem Trainer.

Als Weltmeister Deutschland 1990 auch noch wiedervereinigt wurde, war die Mannschaftsführung damals folgerichtig an einen wie Berti Vogts übergegangen, der als Spieler stets als eine kämpferische Mischung aus Terrier, Jasager und Stehaufmännchen gegolten hatte. Sekundärtugenden waren mit der deutschen Einheit angesagt. Berti statt Franz. 1976 wurde Vogts, damals im Team der

göttlichen Borussia aus dem niederrheinischen Mönchengladbach, von Fans als „schwarzes Schaf“ veräppelt, weil er sich im Bundestagswahlkampf für den jungen Helmut Kohl stark gemacht hatte. Daraus sollte eine wahre Männerfreundschaft entstehen, auch wenn der politische Vogts heute nicht nur für mehr „Law and order“, sondern in moderateren Tönen für ein bislang noch nicht ausprobiertes schwarz-grünes Bündnis plädiert. „Wir haben einen Draht zueinander. Auch er bemüht sich, das Beste für unser Vaterland zu erreichen.“ So erscheint Vogts denn auch das Verhältnis Bundestrainer – Bundeskanzler wie eine vorbildliche Schicksalsgemeinschaft im WM-Superwahljahr: „Wir freuen uns immer, wenn wir uns treffen... Er hat ein schweres Jahr vor sich, ich auch. Für beide kann es schlecht enden. Das verbindet.“



Mahr

Jürgen Busche

Der Mythos von 1954

Goethes Wort vom Stolz, dabei gewesen zu sein, wenn sichtbar eine neue Epoche beginnt, hat in der Folge vor allem als Stimulanz gewirkt, jedwede Veränderung als großen Umbruch zu deuten; das macht ein Miterleben wichtig. Man kann dieses Wort allerdings auch zu kleinerer Münze umprägen, es gleichsam als Taschengeld einer jeden Generation ausgeben. Dann stimmt es immer noch, oder: es stimmt ein paarmal mehr, was ja auch nicht zu verachten ist.

Heute ist es jedem Denkenden völlig klar, daß mit dem Gewinn der Fußballweltmeisterschaft durch eine deutsche Nationalmannschaft im Jahre 1954 ein bedeutsames Gründungsdatum für die sich formierende Gesellschaft in der Bundesrepublik Deutschland geschaffen wurde. Der Charakter einer Zäsur, der diesem Ereignis einmal attestiert werden sollte, war damals wohl niemandem deutlich. Das zeigt nebenbei, wie schwierig es ist, einen solchen historischen Einschnitt zu erkennen und damit – wie Goethe – recht zu behalten. Man hat wohl rasch das Ungewöhnliche und Nachwirkende dieses sportlichen Erfolges gesehen, aber man hat sich zur Bezeichnung seiner Eigenart eines Begriffs bedient, der ebenso populär wie ungenau ist.

Man sprach und spricht vom Mythos. Vom Wunder von Bern zu sprechen, verbot bald schon das Selbstbewußtsein. Aber das, was die Männer von Bundestrainer Sepp Herberger bei der Fußballweltmeisterschaft 1954 in der Schweiz und zuletzt im Endspiel im Berner Wankdorf-Stadion zustande gebracht hatten, trug doch alle Züge einer Heldengeschichte, die nur durch das Zusammenwirken mythischer, das heißt durch den Mythos allen Erklärungsversuchen entzogener Kräfte geleistet werden konnte und so als Heldengeschichte für die kollektive Erinnerung zu vereinnahmen ist.

Bis heute kennen daher die zwischen 1930 und 1950 geborenen Westdeutschen die elf Namen der „Helden von Bern“. Fußballfreunde heben sich von der Allgemeinheit dadurch ab, daß ihnen auch die Namen der Reservespieler vertraut sind, die im Finale nicht zum Einsatz kamen. Fußballfachleute wissen zudem die Mannschaftsaufstellung des Finalgegners Ungarn zu nennen und können über das weitere Schicksal auch der ungarischen Spieler Auskunft geben. Selbstverständlich – auch für

einen größeren Kreis – ist die Kenntnis des Weges der Herberger-Truppe durch das Turnier und Details der großen Spiele, wie gegen die Jugoslawen, die Türken und die Österreicher.

Signifikant sind auch die Weistümer, die ihren Rang der Tatsache verdanken, daß sie von der Aura jener Tage und Wochen bestimmt sind. Das geht bei Kleinigkeiten los. Am 4. Juli 1954 regnete es in Bern. „Das ist dem Fritz sein Wetter“, soll Herberger mit Blick auf seinen schon etwas älteren Mannschaftskapitän, den Pfälzer Fritz Walter, gesagt und auf diese Weise für zuversichtliche Stimmung gesorgt haben. Seither macht man sich vor privaten Großeinsätzen, wenn es zu regnen droht oder schon anfängt zu nieseln, gern Mut mit eben diesem Satz: „Das ist dem Fritz sein Wetter.“

Umgekehrt hat sich Fritz Walter, seit langem schon der Ehrenspielführer der deutschen Nationalmannschaft, prägsam revanchiert, indem der die Floskel „Der Chef sagte immer...“ sprichwörtlich werden ließ. Die Amtssprache des deutschen Sports hat lange gebraucht, bis sie zu nüchternen Wörtern wie dem vom „Chef“ kam, vielfach ist sie dort bis heute nicht angelangt.

Hier muß zum ersten Mal übergewechselt werden zur großen Politik. Spätestens seit dem deutschen Expressionismus wird der Mann an der Spitze als Führer verklärt, schon vorher war der Ausdruck in der Arbeiterbewegung, auch in der katholischen, mit großem Pathos gesprochen, gang und gäbe. Der „Chef“ hatte dagegen etwas Technokratisches. Beim Militär war der Chef des Stabes der, den man nicht sah. Die Figur an der Spitze war der Kommandierende, und der kam gleich nach Gott. Aber mit Fritz Walters Diktum über Herberger als Chef ist das Technokratisch-Pragmatische zur Leitvorstellung deutscher Daseinsbewältigung geworden. Der Mann an der Spitze ist auf seine Stellung im Geschäft reduziert. Der Bundeskanzler etwa ist der Regierungschef. Und exakt das war Konrad Adenauer, nicht mehr und nicht weniger.

Natürlich und natürlicherweise hängt die Autorität eines Chefs an seiner Persönlichkeit, und die wird nach wie vor durch pathosfähige Merkmale mitdargestellt. Aber es sind nun Merkmale des Individuums, nicht mehr Attribute der Stellung oder der Hierarchie. Bei Herberger wie bei Adenauer war

es zunächst einmal das Alter, das ihnen, da sie damit umgehen konnten, Autorität verschuf. Beide konnten das mit ihrem Alter verbundene Erscheinungsbild sprachlich in eine frappierende Lakonik kleiden. Diese stand in einem geradezu eklatanten Gegensatz zu der wortreichen Schwadroniererei früherer politischer Größen von Bismarck und Wilhelm II. bis zu den Großdeutschland-Plärrern. „Die Lage war noch nie so ernst“ (Adenauer) und „Der nächste Gegner ist immer der schwerste“ (Herberger) sind Losungen von düprierender Schlichtheit – „ergreifende Schlichtheit“ zu sagen, wie in früheren Zeiten gewohnheitsmäßig, ist, das wissen wir nun, eine *Contradictio in adjecto* (Widerspruch in sich).

Es darf nicht verschwiegen werden, daß mit Sepp Herberger aus Mannheim eine klar durch den demokratischen Westen geprägte Figur in der Kicker-Elite den Ton angab, ein Ton, der durchaus ein ungraziler war („Männer!“). Auch das ist eine bedeutungsvolle Parallele zu Adenauer. Für beide galt freilich auch das Wort: „Demokratie ist gut, aber Ordnung muß sein.“

Ein Lavater *redivivus* könnte die Physiognomien, die zerfurchten Gesichter dieser alten Männer analysieren. Die Deutschen waren beeindruckt, aber auf gänzlich unromantische Weise. Gänzlich unromantisch wurden diese alten Männer dann auch abserviert, als ihre Zeit unzweifelhaft vorbei war: Adenauer mit einiger Verzögerung nach dem Bau der Berliner Mauer 1961, Herberger nach dem Desaster bei der Weltmeisterschaft in Chile 1962. Wie sehr allerdings beide ihren Platz in den Herzen der Deutschen gefunden hatten, zeigte sich in den anrührenden Reaktionen auf ihren Tod.

Worin lag nun die Zäsur, die wir nachträglich in dem Gewinn der Weltmeisterschaft und in der Rezeption dieses Ereignisses in Deutschland erkennen? Wohl auch darin, daß das damals gar nicht als Zäsur erkannt werden konnte. Der Sport hatte schon eine neue Bedeutung für die im Entstehen begriffene Zivilgesellschaft, sie spürte es schon, aber sie wußte es noch nicht. Sie wollte es spüren, traute sich aber noch nicht, sich dazu zu bekennen, hatte wohl auch noch nicht die Sprache dafür. Um so fester gruben sich die nackten Daten in die Gemüter ein.

In welcher Situation geschah das? Das ist eine Frage, die mit Rücksicht auf diskrete, zum Teil verdrängte Details beantwortet werden muß. Im Gegensatz zur Lage nach dem Ersten Weltkrieg war 1945 den meisten Deutschen das Verdiente ihrer Niederlage völlig klar. Sie waren froh, mit dem Leben davongekommen zu sein. Die Katastrophe

wurde als selbstverständlich hingenommen. Besatzungsmächte hatten keine Schwierigkeiten, ihre Verwaltungen zu errichten und mit ihnen zu arbeiten. Über Jahre hinweg hatte Deutschland aufgehört, als Staat mit Staatsbürgern zu existieren.

Das ist bei einem so großen Land mit einer so großen Bevölkerung, mit so großem industriellen Potential und mit einer so langen, in unzähligen Zeugnissen präsenten Geschichte absolut ungewöhnlich. Die Deutschen, im Bewußtsein des Vorangegangenen, lebten damit jahrelang, ohne daß sie die Lage als beunruhigend oder gar beschämend empfanden. Ihr politisches Selbstbewußtsein war noch vollständiger verschwunden als ihre politische Selbstbehauptungskraft. Im nachhinein kann man sagen, daß diese Pause von der Geschichte ganz heilsam war.

Der neue deutsche Staat, die Bundesrepublik, entstand nach dem Vorlauf dieser Jahre. Das kann nicht scharf genug betont werden. Das relativiert die Bedeutung der Heranziehung alter Koryphäen für Leitungsfunktionen in den staatlichen Stellen – erst mit der Intensivierung des Kalten Krieges konnten diese zum Teil wieder an alte Strukturen der politischen Kontrolle der Öffentlichkeit anknüpfen. Nur zögernd und mit tastenden Schritten wagten sich die Deutschen, ungläubig auf den Stil ihres Bundeskanzlers starrend, wieder in die internationale Politik zurück, immer noch bereit, jedem innerlich recht zu geben, der sie harsch anwies, sich zurückzuhalten.

Das war im Politischen plausibel zu machen, nicht jedoch im Sportlichen. An den Olympischen Spielen 1948 hatten die Deutschen noch nicht teilnehmen dürfen, wohl aber an denen in Helsinki 1952. Nach Helsinki war eine deutsche Mannschaft mit 205 Athleten gereist. Diese erkämpften sich sieben silberne und siebzehn bronzene Medaillen, keine einzige goldene. Das war eine Enttäuschung. Sie schien zur Normalität zu gehören – sechzehn Jahre nach den Spielen von Berlin. Aber jenes Berlin hatte nichts mehr mit der Lebenswirklichkeit der Leute zu tun. In die Schweiz reiste die deutsche Fußballnationalmannschaft mit weniger Aussichten, als zwei Jahre zuvor deutsche Leichtathleten in die finnische Hauptstadt gereist waren.

Statt des „Festes der Schönheit“, des „Festes der Völker“ in den Bildern der Regisseurin von „Triumph des Willens“ gab es dann aber den „guten Geist von Spiez“, das angenehme, resolute, aber zivile Klima in dem Quartier der Mannschaft von Fritz Walter und Sepp Herberger am Thuner See. Der Chef, ein kleiner, zerknittert wirkender Mann in einer Kleidung, die alles andere als hero-

isch war, und mit einem Auftreten, bei dem nichts auf imponierende Wirkung berechnet war; Spieler, die wie Arbeiter und Angestellte, nicht wie Studenten oder Soldaten aussahen.

Als der Sportreporter Herbert Zimmermann, fünf Jahre nach der Gründung der Bundesrepublik Deutschland, sein „Tor, Tor, Tor, Tor“ in der zweiten Halbzeit des Endspiels in den Äther brüllte, jauchzte, heulte, in höchsten Tönen wim-

merte, dann erst das „Aus! Aus! Aus! – Deutschland ist Weltmeister!“, da war es wie ein Schrei der Befreiung, der Entlastung, für Millionen Zuhörer Ausdruck der unsicheren, jetzt bestätigten Hoffnung: So, wie es begonnen hatte, könnte es vielleicht weitergehen, ganz anders als alles Frühere. Darin stimmten der Zehnjährige und der Vierzigjährige am Rundfunkgerät plötzlich überein, ohne das darüber hätte ein Wort fallen können. Es war ja nur Fußball.



20 Jahre später: Fußballweltmeister 1974

Warum ist der Ball nicht überall rund?

Der Homo ludens in vergleichender Perspektive

I. Fußball und Politik: Ein Vergleich

Was hat Fußball mit Politik und Wissenschaft, insbesondere mit Politikwissenschaft zu tun? Die Antwort darauf hängt – wie immer in den Sozialwissenschaften – vom theoretisch-methodischen Ansatz ab. Platte Phänomenologen hantieren vielfach an der Oberfläche, manchmal gelingt es aber auch – um Hegel¹ aufzugreifen –, jenen „inneren Puls“ zu finden, der die „Idee“ belebt. Aus dem Spektrum der Wissenschaft zum Einstieg einige Kostproben.

Kaum ein Fußballspiel, das nicht medial vermittelt zum Großereignis der Kulturindustrie gemacht wird oder – in der den Repressionscharakter betonenden Variante – bei dem nicht mehrere Hundertschaften von Polizei auftreten, fast wie bei öffentlichen Auftritten von Politikern. So ähnlich könnte eine mögliche Auskunft aus Frankfurt lauten². Daß Brot und (Fußball)Spiele Bestandteile symbolischer Legitimationsstrategien sind, die das funktional notwendige Maß an politischer Apathie erzeugen, ließe sich allemal aus systemtheoretischen Beiträgen von Parsons und Luhmann herauslesen³. Obendrein hat einer ihrer Kritiker und Kenner – eine durchaus bemerkenswerte Kombi-

Bei diesem Beitrag handelt es sich um einen Vorabdruck aus: F. R. Stuke (Hrsg.), *Fußball für alle – die Weltmeisterschaft 1994 im Fernsehen. Ex Tempore. Äußerungen zur Kommunikationsgesellschaft*, Bd. 5, Bochum 1994.

1 Vgl. G.W.F. Hegel, *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, Frankfurt/M. 1976 (orig. 1821), S. 25.

2 Vgl. schon Eckhard Henscheid, *Wie Max Horkheimer einmal sogar Adorno hereinlegte. Anekdoten über Fußball, kritische Theorie, Hegel und Schach*, Zürich 1983. Siehe ferner Dietrich Schulze-Marmeling, *Der gezähmte Fußball. Zur Geschichte eines subversiven Sports*, Göttingen 1992, hier Kapitel 2 („Das Opium des Volkes“).

3 Vgl. Talcott Parsons, *Voting and the equilibrium of the American political system*, in: E. Burdick/A. Brodbeck (Hrsg.), *American Voting Behavior*, Glencoe, Ill., 1950 sowie Niklas Luhmann, *Legitimation durch Verfahren*, Frankfurt/M. 1983 (orig. 1969). Zugegebenermaßen beziehen sich die Autoren nicht auf Fußball – wahrscheinlich weil sie dieses Anwendungsgebiet trotz ihrer Publikationsflut vergessen haben.

nation – in einem profunden Beitrag den Doppelpaß zum „sozialen System“⁴ erklärt. Derselbe Autor hat andernorts seine Liebe zu Fortuna Köln als die „Kontinuität des Irrationalen“ interpretiert. Auch einem anderen Vertreter der empirisch-analytischen Fraktion schwebt eine Studie über „Arbeitsbeziehungen in der Fußballindustrie“ vor⁵.

Zu einem ganzen Buch über die „nahtlose Übereinstimmung von Fußball und Politik“ hat es gar Norbert Seitz gebracht. Ständige Parallelen durchziehen von 1954 bis 1987 die bundesrepublikanische Politik(er)- und Fußball(er)geschichte: Zu Beginn war es noch eher eine „rhapsodisch bestimmte Affinität – getragen von beiderseitigen Schrulligkeiten, von politischem Urgestein und heroischen Recken“⁶. Danach allerdings werden aus „Wahlverwandtschaften“⁷ intime Verhältnisse, weist der Ball der Politik den Weg.

Die Adenauer-Ära bringt den Durchbruch eines neuen Deutschlands, d.h. den wirtschaftlichen Aufschwung, die Werbung und den Nierentisch sowie den Weltmeistertitel (im Fußball und etwas später dann auch im Export). Uwe Seeler verkörpert in idealer Weise Fleiß, Fairneß und kleinbürgerliche Zufriedenheit dieser Epoche, in der im übrigen das Ruhrgebiet ökonomisch wie fußballerisch zum kraftvollen Herzen der Nation wird. Mit der sozialliberalen Koalition kommt dann frischer Wind in die Republik: Netzers Traumpässe öffnen wie Willy Brandts Ostpolitik den Raum, hier verbinden sich „Reformvisionen und Ballästhetik“⁸. Vom Durchwursteln ist anschließend in Sport und

4 Hartmut Esser, *Der Doppelpaß als soziales System*, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 20 (1991) 2, S. 153–160.

5 Vgl. ders., *Die Kontinuität des Irrationalen*. SC Fortuna Köln; Berndt Keller, *Mit Deinem Doppelpaß machst Du alle Gegner naß – Du und Dein VfL*, beide in: Uwe Bornemeier (Hrsg.), *Lob der Bundesliga. Bekenntnisse und Ansichten über die wichtigste Sache der Welt*, Essen 1988.

6 Norbert Seitz, *Bananenrepublik und Gurkentruppe. Die nahtlose Übereinstimmung von Fußball und Politik 1954–1987*, Frankfurt/M. 1987, S. 11.

7 Dieser Terminus stammt ebenfalls von einem Frankfurter, der jedoch mit der gleichnamigen Schule nichts zu tun hat, wenn man einmal davon absieht, daß die jene beherbergende Universität nach ihm benannt wurde.

8 N. Seitz (Anm. 6), S. 89.

Politik die Rede, und die Garde der harten Realisten übernimmt das Kommando⁹: „Der 2 : 1 Finalerfolg über die Holländer (bei der WM 1974, d. V.) war keine souveräne Handlung mehr, sondern ein Sieg der Abwehr.“¹⁰

Es folgen bekanntlich Krisen-, Pannen- und Wechseljahre („Bananenrepublik und Gurkentruppe“ – so Seitz), am Ende werden die politischen Richtlinien¹¹ von Helmut Kohl und die fußballtaktischen von Berti Vogst erteilt¹². Und: „Im späten Frühjahr 1986 sollte sich die Bonner Wende endgültig durchsetzen. Mit Werder Bremens Meisterschaftsniederlage im Zielfinish gegen die Bayern und dem Sieg der Bonner Koalition bei der niedersächsischen Landtagswahl.“¹³ Mittlerweile sind die politischen wie fußballerischen Lager unübersichtlicher geworden, eine stabile Vormacht scheint nirgends mehr zu existieren. Auch muß die deutsche Einheit erst noch verkräftet werden – mal sehen, ob es nach der WM 1994 aufwärts geht.

Soweit zur Analogie von Politik und rundem Leder. Wir wollen im folgenden einige der bislang noch etwas unterbelichteten Aspekte aufarbeiten, die sich in vergleichender Perspektive ergeben. Die Bedeutung des Vergleichs, sei er nun historisch, regional oder international angelegt, wird ja hierzulande vielfach unterschätzt. Vergleichen kann man bekanntlich nur Untersuchungsobjekte, die nicht identisch, aber auch nicht zu unterschiedlich sind. Was dies im jeweiligen konkreten Zusammenhang bedeutet, hängt wiederum von der verfolgten theoretisch begründeten Fragestellung ab. Zugleich wird darüber auch die Auswahl des empirischen Gegenstandsbereiches gesteuert. Was bedeutet das nun in diesem Fall? Unser Interesse liegt im Ball, genauer im Ballspiel. Wir gehen davon aus, daß die Fußballwelt unterschiedliche For-

9 Zutreffend ist in beiden Lebensbereichen das Motto der Bayern-Fans: „Wenn's brenzlich wird, dann kommt der Katsche und hilft dem Kaiser aus der Patsche“ (N. Seitz [Anm. 6], S. 100). Dieses Urteil findet jedoch – mangels ausreichender methodischer Kontrollen – nicht überall Zustimmung.

10 N. Seitz (Anm. 6), S. 102.

11 Allerdings ist es mit der Richtlinienkompetenz von Trainern und Kanzlern nicht so weit her; vgl. Peter Haungs, Kanzlerprinzip und Regierungstechnik im Vergleich. Adenauers Nachfolger, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 1–2/89, sowie zum fußballerischen Pendant: Der Kicker, diverse Ausgaben.

12 Diese Wahlverwandtschaft ist nicht von uns konstruiert: „Neben dem französischen Staatspräsidenten François Mitterrand und nach dem bayerischen Ministerpräsidenten Franz Josef Strauß darf der Nachfolger von Franz Beckenbauer als der engste Freund des Bundeskanzlers gelten“, vgl. die Süddeutsche Zeitung vom 20. 10. 1993 in ihrem Streiflicht.

13 N. Seitz (Anm. 6), S. 149.

men und Figurationen annimmt und nicht überall in der Welt primär Fußball gespielt wird, sondern machmal auch andere Sportarten dominieren. Uns interessiert zum Beispiel das Problem, warum der Ball in den USA zumeist oval ist – und statt Fußball eher *Football* (Rugby) gespielt wird¹⁴. Diese Fragestellung ist nicht ohne Pikanterie, wenn nicht sogar ein veritables Politikum, da die USA als Austragungsort der Weltmeisterschaft zweifelsohne eine Fußball-Diaspora darstellen.

Um etwas mehr Licht in das Dunkel zu bringen, wollen wir erst einmal einen kulturhistorischen Rückblick vornehmen. Das Spiel erweist sich nämlich geradezu als eine anthropologische Grundkonstante und der Mensch als „Homo ludens“¹⁵. Allerdings gibt es verschiedene Spiel- und Sportarten, was auf kulturelle und institutionelle Überlagerungen hindeutet und so die für vergleichendes Vorgehen notwendige Variation erzeugt. Deutlich zeigt dies zum einen eine lokal-regionale Betrachtung der Bundesliga, ihrer Vereine und Spielerfiguren sowie des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Kontextes. Diese Unterschiedlichkeit – nicht nur des Ballspieles – zeigt sich zum anderen im Hauptkapitel unseres Beitrages, das international vergleichende Überlegungen verfolgt. Hier wollen wir einige Forschungsergebnisse eines amerikanischen Kollegen aufnehmen und weiterentwickeln. Daß unsere Überlegungen erst vorläufig sind und durchaus an mehreren Stellen dringend zu vertiefen wären, liegt schlicht an dem Umstand, daß die Zahl der vergleichend ausgebildeten Fußballpolitologen bislang noch nicht einmal Mannschaftsstärke erreicht hat und einige seit geraumer Zeit bei den „Alten Herren“ spielen.

II. Ballspiele in der Geschichte der Zivilisation

Bei Norbert Elias¹⁶ können wir nachlesen, daß wir hier im abendländischen Kulturraum auch in fuß-

14 Hier zeigt sich zugleich eine der Tücken der vergleichenden Methode, nämlich die Unterschiede von Begriffsinhalten und Konnotationen in anderen Sprachen – schließlich heißt im amerikanischen Sprachgebrauch Fußball nicht „football“, was doch naheliegen würde, sondern „soccer“. Auch die unterschiedliche Form des Balles erinnert fatal an die Dauerkritik von nicht vergleichend arbeitenden Kollegen, man könne doch nicht Äpfel mit Birnen vergleichen.

15 Grundlegend und begriffsprägend Johan Huizinga, *Homo ludens*. Vom Ursprung der Kultur im Spiel, Reinbek 1956.

16 Vgl. Norbert Elias/Eric Dunning, *Zivilisierung des Fußballs*, Münster o. J.

ballerischer Hinsicht Kinder des Mittelalters sind. Erst die revolutionäre Aufklärung der Neuzeit – verbunden mit dem von Max Weber so trefflich beschriebenen Prozeß der Rationalisierung, d. h. des Fassens aller Lebensbereiche in „gesetzte Regeln“ – hat uns in fußballerische Hemisphären getrennt und gleichzeitig die ursprüngliche Spontaneität aus dem Spiel entfernt. Die volkstümlichen Fußballspiele des Mittelalters waren aus heutiger, an strenge Regeln gewöhnter Sicht Massenschlägereien, die man heute nur noch beim Eishockey und – zumindest beim europäischen Fußball – auf den Zuschauerrängen beobachten kann. Dennoch war, wie Elias ausführte, das Spiel nicht regellos. Aber die Regeln bezogen sich eher auf das Ziel und die äußeren Umstände des Spiels und nur wenig auf die Art des Kampfes Mann gegen Mann (über die aktive Teilnahme von Frauen ist uns nichts bekannt). Häufig fanden die Spiele zu Karneval statt und waren Ausdruck spontaner Lebensfreude in einem relativ freudlosen und durch frühen Tod gekennzeichneten Alltag. Man glaubt zu wissen, daß der mittelalterliche Mensch sehr viel stärker von Emotionen geprägt war, die sehr schnell von Zuneigung in Aggressivität umschlugen. Da ganze Dörfer zu den Fußballspielen des Mittelalters gegeneinander antraten, waren sie auch geeignete Institutionen zur Konfliktkanalisierung. In dieser Hinsicht hat die heute praktizierte strikte Trennung in wenige aktive Spieler und meist viele passive Zuschauer erhebliche Defizite aufzuweisen.

Zwar kann im mittelalterlichen Fußballspiel schon aufgrund des Fehlens einer Zentralinstanz weder von einheitlichen Regeln noch von einer standardisierten Geometrie des Balles ausgegangen werden, aber die Ausdifferenzierung in unterschiedliche Formen des Spiels mit einer weitgehenden Kodifizierung der Spielregeln ist eine Errungenschaft des Modernisierungsschubs durch die bürgerliche Gesellschaft im allgemeinen und der Sonderentwicklung von nationalen Varianten dieses Gesellschaftstyps im besonderen. Die bedeutendste Sonderentwicklung der bürgerlichen Gesellschaft fand in Nordamerika statt. *The First New Nation*¹⁷ entwickelte auch in fußballerischer Hinsicht aus kommunikativ-kultureller Isolation heraus ein eigenes Ballspielprofil, das eine Weiterentwicklung des von der englischen Oberschicht – in den feinen Schools und Colleges – gespielten Rugby darstellt. Dies ist typisch für postkoloniale Gesellschaften, die in der Regel die Gewohnheiten der Ober- und Mittelschicht des Mutterlandes über-

17 Seymour M. Lipset, *The First New Nation*, Garden City 1968.

nehmen. Aus europäisch-kulturkritischer Sicht gegenüber der neuen Welt werden dazu natürlich Vorbehalte geäußert: „Immerhin wird man aber doch im ganzen genommen den Fußball in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und dessen Eigenarten nicht zur Nachahmung empfehlen dürfen, im Gegenteil davor warnen müssen.“¹⁸

Aber nicht nur die spezifische Institutionalisierung des Fußballs auf der Grundlage unterschiedlicher Regelwerke ist ein Ergebnis des Modernisierungs- und Rationalisierungsschubs der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch die Differenzierung der Ballspiele schlechthin. Die aristokratischen und bürgerlichen (Ober-)Schichten waren als Träger gesellschaftlicher Innovationen gezwungen (auch wegen der sozialen Exklusivität), häufig neue, zivilisierte Spiele zu „erfinden“. Diese Entwicklung geht meist einher mit einer Reduktion der Zahl der Spieler, einem Abbau des Grades körperlicher Kontaktaufnahme und einer Miniaturisierung des Balles (von den Vorläufern des Fußballs im Mittelalter über Rugby, Tennis zu Golf z. B.). Mit anderen Worten: Klasse statt Masse. Hier zeigt sich zivilisationstheoretisch schon relativ früh der postmoderne Kern der bürgerlichen Gesellschaft, den wir heute überall in Form von Hedonismus, Eklektizismus und Individualismus einerseits kulturell feiern und andererseits politisch beklagen.

III. Figurationen und Vereine in der Bundesliga

So paradox es auf den ersten Blick klingen mag: Fußball wird zwar in Deutschland überall gespielt, doch ist er überall ein bißchen anders. Gemeint sind hier die Unterschiede, die Vereine, ihre Fans und ihre lokal-regionale Verankerung ebenso charakterisieren wie ausgeprägte Spielerpersönlichkeiten. So ist denn auch der Stil der kickenden Truppe wie auch die Sozialstruktur ihres Anhangs in manchen Städten zwischen rivalisierenden Lokalvereinen – man denke etwa an Berlin, München, Stuttgart oder Bochum/Wattenscheid – klar abgrenzbar. Einige Vereine bündeln zudem gesellschaftliche Strukturen, Stile und Verhaltensmuster und symbolisieren deshalb geradezu den typischen *way of life* der Region.

18 Konrad Koch, *Die Geschichte des Fußballs im Altertum und in der Neuzeit*, Münster 1983 (orig. 1895!), S. 39; er bezieht sich dabei auf Rugby.

So kann der FC Bayern München durchaus als das fußballerische Korrelat zur Sozialfigur des *Yuppi* (Young Urban Professional) gelten: Immer an der Spitze sein wollen und müssen, die Devise „Sein oder Design“¹⁹ auf die Spitze treiben. Dennoch: auch hier ist der Ball nur aus Leder. Bei ausbleibendem Erfolg zeigt sich alsbald die Brüchigkeit dieses Modells aus (äußerem) Schein und (Geld-) Schein.

Ebenfalls zur Gruppe der neureichen Fußballelite zählt – neben Frankfurt, das wiederum ein Fall für sich ist – Borussia Dortmund. Der BVB verkörpert als Verein den erfolgreich vollzogenen Strukturwandel des Ruhrgebietes; seine solide sozialverträgliche Komponente weist darauf hin, wessen (politisches und historisch-kulturelles) Kind er ist und markiert auf diese Weise eine wichtige Differenz zu Bayern München, wo der ungebremste Kapitalismus herrscht²⁰.

Geradezu das Gegenteil einer elitären Starttruppe verkörpert zum Beispiel der VfL Bochum. Zwar ist der VfL schon besungen worden, doch verfügt er über das Image einer „grauen Maus“. Fußballerisch scheint eher braves Handwerk, als Verein bieder-bürokratisches Handeln zu dominieren. Wo sonst wird „ein Ausmaß an Arbeits- bzw. Beschäftigungssicherheit innerhalb des ‚Systems der Arbeitsbeziehungen in der Fußballindustrie‘ erreicht, das außer im öffentlichen Dienst und bei Bor. Mönchengladbach nirgendwo in der gesamten Arbeitswelt gegeben ist“²¹. Diese „Politik des mittleren Weges“²² mag zwar auch für die Bundesrepublik gelten und ihre politisch-ökonomische Erfolgsstory begründet haben, im Fußball hat sich aber (wie im richtigen Leben) inzwischen die These von der Unabsteigbarkeit in die zweite Liga nur als Mythos erwiesen²³.

Stellt Bochum also eher Mitte(lmaß) dar, so belegt das benachbarte Gelsenkirchen, daß man selbst in

der zweiten Liga Erfolg haben kann. Denn auch wenn „nicht alles Beckenbauers sind“²⁴, die auf dem Spielfeld kreise(l)n, ist es Schalke nicht schwergefallen, seine Fans zu begeistern und den Wiederaufstieg – vermutlich vorübergehend – zu meistern. (Allerdings scheint der wirtschaftliche Aufschwung der Stadt angesichts einer Arbeitslosigkeit von rund 16 Prozent in hohem Maße dem Gesetz der Trägheit zu unterliegen.) Zu den Vereinsfinanzen und seinem ehemaligen Präsidenten kann man nichts sagen, ohne in ein schwebendes Verfahren einzugreifen. Der Appendix 04 deutet auf die lange Tradition des Arbeitervereins hin, wo „hinter den Zechenhäusern“²⁵ z.B. Rüdiger Abramczik – später „Flankengott“ tituiert – seine ersten Bolz-Erfahrungen gesammelt hat. Wie man sieht, müssen es nicht immer die berühmten Sandstrände von Rio sein, auf denen die Fußballartisten heranreifen. Eine erste Verbindung zwischen Religion²⁶ und Fußball zeigt sich auch beim unvergeßlichen „Stan“ Libuda, durch dessen Dribbelkünste sich die Fans zu der Behauptung hinreißen ließen: „An Gott kommt keiner vorbei – nur Libuda“ und der von heutigen Prämien nicht mal träumen konnte und sogar anschließend mit einem Tabakladen gescheitert ist.

Etwas Anrühiges und Anarchistisches hat hingegen das Fußball-Kellerkind FC St. Pauli an sich. Liegt doch das Stadion am Millerntor ganz in der Nähe der Reeperbahn. Auch wird berichtet, daß Volker Ippig, der Torhüter, lange in den besetzten Häusern der Hamburger Hafenstraße wohnte und 1986 seinen Vertrag aus dem fernen (sandinistischen) Nicaragua verlängerte. „Kein Wunder, da es unter den Fans am Hamburger Millerntor auch einen schwarzen Block gibt.“²⁷

In dieser vielgestaltigen Fußballlandschaft in Deutschland spiegelt sich bis heute ein historisch und soziokulturell tief verankerter Partikularismus und Regionalismus wider – nur selten reicht der

19 So der Titel eines Buches von Bernd Guggenberger, *Sein oder Design. Zur Dialektik der Abklärung*, Berlin 1987.
20 Insofern irrt sich ein ausländischer Beobachter, wenn er vom „Rheinischen Kapitalismus“ schreibt, da eher die Ruhr paradigmatisch ist (– vor allem, nachdem Köln auch nicht mehr das ist, was es einmal war).

21 B. Keller (Anm. 5), S. 33f.

22 So der Politikwissenschaftler Manfred G. Schmidt, *Die Politik des mittleren Weges. Besonderheiten der Staatstätigkeit in der Bundesrepublik Deutschland*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 9–10/90, S. 23–31.

23 Es erfüllt allerdings den Tatbestand der Verleumdung, wenn man dies der SPD-nahen Vereinsführung anlasten wollte, die – so behaupten manche – im Gegensatz zum Bochumer Vorort keinen „Nigger“ als Mittelstürmer beschäftigen wollte.

24 Für weitere Informationen zum Fußball im Ruhrgebiet im allgemeinen und zu Schalke im besonderen siehe Rolf Lindner/Heinrich Th. Breuer, „Sind doch nicht alles Beckenbauers“. *Zur Sozialgeschichte des Fußballs im Ruhrgebiet*, Frankfurt/M. 1982; siehe auch Bischof Franz Hengsbach, *Auf Schalke*, in: Uwe Bornemeier (Hrsg.), *Auf Schalke*, Essen 1988, S. 39–47.

25 R. Lindner/H.Th. Breuer, ebd., S. 18.

26 Zum hier auch historisch mit dem Bergbau eng verknüpften katholischen Element siehe Hans-Jürgen Brandt, *Kirchliches Vereinswesen und Freizeitgestaltung in einer Arbeitergemeinde 1872–1933. Das Beispiel Schalke*, in: G. Huck (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Freizeit*, Wuppertal 1980. Die Problematik wird im folgenden Abschnitt wieder aufgenommen.

27 Bernd Müllender, *Angeschnittener Kopfball*, in: D. Schulze-Marmeling (Anm. 2), S. 92.

Blick über das eigene Stadion bzw. den eigenen Kirchturm hinaus. Mag sein, daß das Fehlen einer wirklichen Metropole – etwa im Unterschied zu England – unsere alte Mittelstürmer-Malaise ausmacht. Vielleicht ist statt dessen die Doppelspitze aus dem Geist des Förderalismus und der Politikverflechtung entstanden²⁸, die aufgrund der gelegentlich auftretenden Koordinationsprobleme den Libero als Rückversicherungssystem erfordert, was in politischer Perspektive zu einem Vergleich mit der stark geforderten Ausputzerfunktion des Bundesverfassungsgerichts Anlaß gibt.

IV. Fußball in der Welt oder: Fußball, Gott und die Welt

Seit dem grundlegenden Beitrag von Andrei S. Markovits²⁹ wissen wir, warum Fußball (aber auch der Sozialismus) in Amerika keine Chancen hat. Der Grund liegt in einer Sonderentwicklung der amerikanischen bürgerlichen Gesellschaft als „Frontgesellschaft“, in der die etablierten Mittelschichten (meist englischer Herkunft) den Ton angaben. Sie definierten die für die Integration von Einwanderern normativen Grundlagen der Gesellschaft und ihre Ballspiele wurden zum Symbol des *American way of life*. Die Tradition des *American Football* geht auf die älteren, rauheren Traditionen des Fußballs in England zurück, die in den britischen Kolonien Nordamerikas den Stil des Fußballsports prägten. Insbesondere durch die Verbürgerlichung dieses Sports, die ihren Ausdruck in der Vorreiterrolle und Popularisierungsfunktion der Colleges findet, wurde eine Sonderentwicklung eingeleitet, die auch durch die imperiale Phase des britischen Exports von (Massen-)Kulturprodukten in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts nicht mehr angehalten werden konnte. Der Fußball als neuester britischer „Exportschlager“ für die breite Masse traf in den USA auf ein „besetztes“ Feld und hatte keine Chance, Massensportart zu werden. *Football* dagegen wurde durch seine Verankerung in der bürgerlich dominierten *community* und durch die Festlegung von Regeln,

die die Transaktionskosten³⁰ zwischen den Einwanderergruppen senkten, neben Baseball zum nationalen amerikanischen Integrationssport schlechthin. An diesem Beispiel läßt sich nicht nur die Bedeutung von *class* und *community*, sondern auch die Relevanz von Institutionalisierungsprozessen demonstrieren, d.h. die Festlegung von Spielregeln und die Schaffung von Organisationsstrukturen zu deren Überwachung (z.B. in der Form einer Kooperation unter den amerikanischen Elite-Colleges) als Voraussetzung für die Verbreitung und Popularisierung einer Sportart.

Nicht nur in Nordamerika, sondern auch in anderen Kolonien waren die Briten nicht sehr erfolgreich mit der Verbreitung ihrer Art von Fußball als einer Veranstaltung fürs gemeine Volk. Australien, Neuseeland und Südafrika gehören nicht gerade zu den Hochburgen des Fußballs und sind eher „Entwicklungsländer“. Sie spielen jedoch Rugby und Cricket, was die oben geäußerte These bestätigt, daß die koloniale Führungsschicht die Art der Ballspiele definiert. Dies gilt trotz des Umstandes, daß zum Beispiel zur Zeit ein Neuseeländer – Kiwi genannt – in der Bundesliga für Schlagzeilen sorgt. Diese merkwürdige Isolation der Briten im Kreise ihrer Ex-Kolonien, also der englischsprachigen Länder, fällt auch in anderen Zusammenhängen auf. So fragte vor kurzem Francis Castles³¹ in einem Beitrag, der sich auf die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit dieser sogenannten Länderfamilie bezog, nicht nur rhetorisch: „Why are the British so awful?“ Ist es die postkoloniale Verdrängung britischer Traditionen bzw. eine Art emanzipatorische Anstrengung, oder ist es eine institutionelle Eigenentwicklung, die ähnlich wie in Nordamerika auf der Kappung der kulturellen Nabelschnüre zum Mutterland zu einem bestimmten Zeitpunkt beruht? Da man sich weder die Sprache noch das Tee- und Whiskytrinken abgewöhnt hat, scheint uns die zweite Vermutung plausibler.

Allerdings dürfte die Markovits'sche These, daß eine „Frontgesellschaft“, die einen Westen, ein Outback oder den Dschungel erobert, auch deftigere Spiele praktiziert, etwas zu analogieschlüssig sein. Zutreffender ist wohl die Überlegung, daß in den „neuen“ Einwanderergesellschaften der britischen Ex-Kolonien eine bürgerliche Gesellschaft im Sinne einer Mittelstands- bzw. Massengesell-

28 Inwieweit ein systematischer, durch statistische Analysen belegbarer Zusammenhang zwischen politischem und Spielsystem besteht, muß angesichts der mangelnden wissenschaftlichen Vorarbeiten auf diesem Gebiet noch offenbleiben.

29 Vgl. Andrei S. Markovits, Why there is no Soccer in the United States? Variationen zu Werner Sombarts großer Frage, in: *Leviathan*, 15 (1987) 4, S. 486–525.

30 Hier ist natürlich auf die wichtige Arbeit von Oliver E. Williamson, *Markets and Hierarchies. Analysis and Antitrust Implications*, New York 1975 zu verweisen, in der es auch um Zusammenwachsen und Verschmelzen (von Firmen) geht.

31 Francis G. Castles, Big Government and Weak States. The Paradox of State Size in the English Speaking Nations of Advanced Capitalism, in: *Journal of Commonwealth and Comparative Politics*, 27 (1989), S. 267–293.

schaft entstand, die die Klassenunterschiede zwar nicht faktisch, aber normativ in ihrem Selbstverständnis aufhob und damit den Zwang zu weiteren fußballtechnischen Innovationen einer nach Exklusivität strebenden Oberschicht beseitigte. In England dagegen produzierte der bis heute andauernde Klassencharakter der Gesellschaft die Notwendigkeit sozialer Exklusivität auch im Freizeitbereich mit den oben geschilderten Folgen einer sozio-technischen Weiterentwicklung der Ballspiele (Tennis, Golf).

Ein Beitrag über Fußball aus einer vergleichenden Perspektive kann – spätestens nach Max Webers Analyse über den Protestantismus und den Geist des Kapitalismus³² – den Einfluß von Religion und Konfession nicht vernachlässigen. Aus der Sicht der Sportforschung lautet die korrespondierende Feststellung zum Faktor Religion: „Sein Charakter als der einer Tätigkeit im Rahmen fester Regeln vermag das Spiel in die Nähe des Religiösen – als Ausdruck des immer Waltenden und Bestehenden – zu rücken.“³³

Dabei fällt in besonderem Maße die Verlagerung der Zentren der Fußballkunst von England in die katholischen Länder Südeuropas und Südamerikas auf. Diesen Gedanken weiter verfolgend, drängt sich der Verdacht auf, daß Fußball im europäischen Sinne nur in einer katholisch geprägten Gesellschaft richtig gedeihen kann. Die konsequente Weiterentwicklung dieses Gedankens würde auch mit dem weit verbreiteten Irrglauben aufräumen, daß England ein protestantisches Land war und ist. So erklären sich dann auch die immer wieder aufkommenden Spielstärken Polens und Irlands, die immer für Überraschungen gut sind (und sogar beide mehrfach England besiegen konnten).

Fest steht, daß Fußball wie *Football* auf Vorläufer im Mittelalter zurückgehen, also in einer Zeit entstanden sind, in der das Abendland noch einheitlich katholisch war. Zu klären ist die Frage, ob die Bifurkation³⁴ (Abspaltung) in der Entwicklung auf den unterschiedlichen Einfluß katholischer versus protestantischer Gesellschaften zurückgeführt werden kann. Mit anderen Worten, kann ein differentieller Einfluß der innerweltlichen Bewährungs- und Askesephilosophie des Protestantismus bzw. der außerweltlichen ritualistischen Frömmigkeit des Katholizismus festgestellt werden?

32 Vgl. Max Weber, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, 3 Bände, Tübingen 1920/21.

33 J. Huizinga (Anm. 15), S. 232.

34 Hier wäre noch näher zu klären, ob nicht interessante Anschlußmöglichkeiten an die aktuelle Chaos-Theorie bestehen.

Zunächst sind katholische Gesellschaften ärmere Gesellschaften und sind folglich noch stärker von sozialen Gegensätzen geprägt. Damit soll nicht gesagt werden, daß protestantische Länder keine Armut oder keine großen sozialen Unterschiede kennen. Sie werden aber in geringerem Umfang als kollektive Klassenlage gedeutet, in der sich die betroffenen Individuen einrichten müssen – vielleicht sogar wollen. Sozioökonomische Defizite werden als vorübergehender Zustand gesehen, in den man zum Teil selbstverschuldet geraten ist. Insofern entwickelt man auch keine Kultur der Unterprivilegierung, die ein dauerhaftes Verbleiben in derart sozial und ökonomisch deprivierter Lage erträglich macht. *Football* als verweichte und „gepolsterte“ Form des *Rugby* ist deswegen als Spiel der Ober- und Mittelklasse, in erster Linie über Schul- und Unisport und erst später getragen von den Vereinen der *community*, populär geworden. Fußball dagegen entwickelte sich zu seiner heutigen Popularität durch Übertragung in den Bereich der Arbeiterkultur, die ja ohnehin über weite Strecken eine „billigere“ Kopie der bürgerlichen Kultur darstellt. Neue Vereine entstanden, die nicht mehr „Germania“, sondern „Solidarität“ oder „FC“ genannt wurden. Fußball in passiver wie aktiver Ausübung entwickelte sich zur beliebtesten Freizeitbeschäftigung der Arbeiterklasse bzw. des Proletariats, die im Gegensatz zu Karneval an jedem Wochenende stattfindet. Die Verbreitung des Fußballs ist somit verbunden mit der Konstituierung unterprivilegierter sozialer Klassen und Gruppen, auf die sich die Betroffenen in ihrem Selbstverständnis dauerhaft beziehen. Dieses scheint vor allem in einer katholischen Klassengesellschaft möglich³⁵.

Unser Ansatz scheint in seiner Erklärungskraft jenen von Mancur Olson zu übersteigen, der mit seiner Logik kollektiven Handelns „den Auf- und Abstieg“³⁶ auf der ganzen Welt erklären kann bzw. glaubt erklären zu können. Wir erwähnen dies nebenbei, weil damit auch die nur geringe Popularität des Fußballs in den vom Konfuzianismus geprägten Ländern mühelos erklärt werden kann, da diese Religion in der einschlägigen Literatur – wir

35 Daß die Kirche kein Monopol bei der ideologischen Stabilisierung von Unterprivilegierung besitzt, zeigen einschlägige italienische Filme wie *Don Camillo und Peppone*, in denen sich Kleriker und Kommunisten heftige Gefechte um den Einfluß auf die Jugendlichen mit Hilfe rivalisierender Fußballmannschaften liefern. Die schon wiederholt angesprochene enge Verbindung von Fußball und Religion zeigt sich u. a. darin, daß der Sieg der „katholischen“ Mannschaft gegen die „Ungläubigen“ als ein klarer Gottesbeweis interpretiert wird.

36 Vgl. Mancur Olson, *Aufstieg und Niedergang von Nationen. Ökonomisches Wachstum, Stagflation und soziale Starrheit*, Tübingen 1985.

verkürzen etwas – als funktionales Äquivalent zum Protestantismus betrachtet wird.

V. Fazit

Neben sozialstrukturellen, klassenspezifischen Grundlagen müßten weitere, vor allem institutionelle Faktoren beachtet werden: z. B. Tocquevilles Überlegungen zum Phänomen der Gleichheit als Charakteristikum der amerikanischen Gesellschaft und Demokratie, das in der *community* seinen strukturellen Ausdruck findet³⁷. Die in der *community* enthaltene Ambivalenz von Gleichheit und Integration (Heimat und soziale Anerkennung) einerseits und Kon- bzw. Uniformitätsdruck andererseits zeigt sich unserer Ansicht nach auch in der amerikanischen Art, Fußball zu spielen. Der Mannschaftscharakter des Spiels ist erheblich stärker ausgeprägt, indem ein einzelner Mitspieler kaum eine Chance hat, die Torlinie zu erreichen, wenn ihn seine Mitspieler nicht aktiv dabei unterstützen. Europäischer Fußball (*soccer*) ist zwar unbestritten auch eine Mannschaftssportart, aber die Möglichkeiten der Solisten („des für die Tribüne Spielens“) sind insbesondere im Angriff erheblich

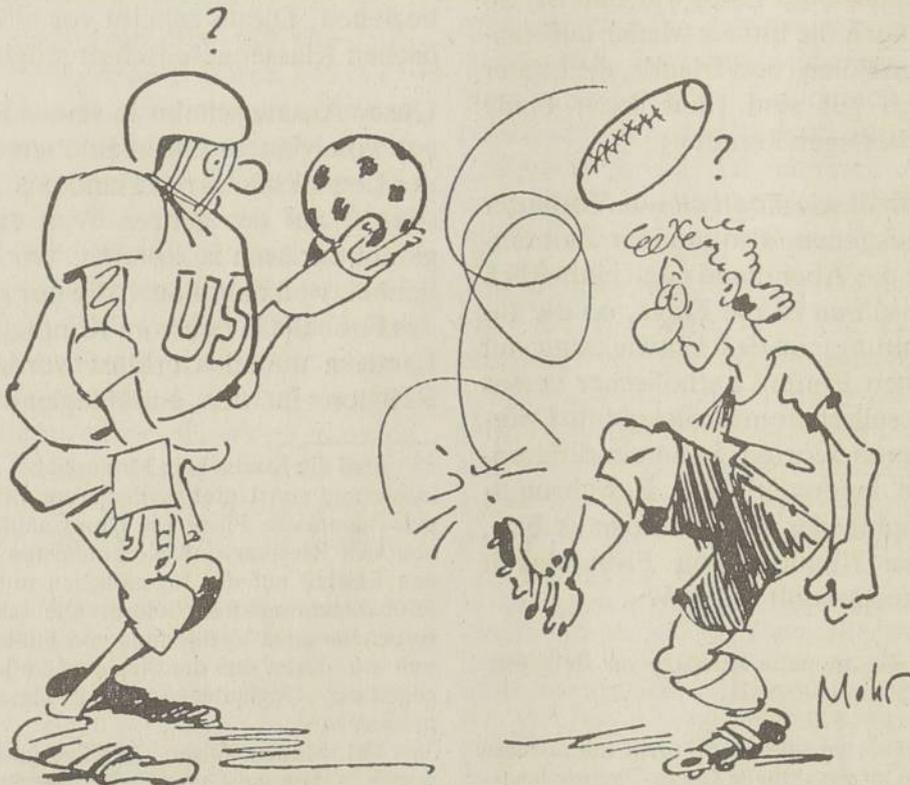
37 Vgl. Alexis de Tocqueville, Über die Demokratie in Amerika, Stuttgart 1959.

größer. Ganz im Sinne von Alexis de Tocqueville: Gleichheit um den Preis der Freiheit versus Individualität auf Kosten der Gleichheit?

Neben dem hier angedeuteten Einfluß der Religion und der Institution Kirche kann auf die Beobachtungen Tocquevilles über amerikanische Vereine zurückgegriffen werden³⁸. Dort sind Vereine spontane, freiwillige und weitgehend lokale Einrichtungen, während sie auf dem Kontinent stärker staatlich reguliert und national orientiert sind. Ein Blick nach Amerika kann auch ein weiteres Phänomen erhellen, nämlich den – von manchen als krisenhaft bewerteten – Strukturwandel des modernen Fußballs vom Volks- und Massensport zum Medienereignis und dem damit zusammenhängenden – für fußballerische Nachwuchsgewinnung geradezu fatalen – Ende der Kindheit³⁹. Ganz ähnlich verläuft im übrigen der Prozeß der Amerikanisierung bei den politischen Parteien.

38 Vgl. ebd.; zum aktuellen deutschen Zusammenhang siehe Gunter A. Pilz (Hrsg.), Sport und Verein, Reinbek 1986, sowie Heinz Schröder, Der Deutsche Sportbund im politischen System der Bundesrepublik Deutschland, Münster 1989.

39 Vgl. zu diesem institutionellen und sozialstrukturellen Wandel Neil Postman, Das Verschwinden der Kindheit, Frankfurt/M. 1983. Hier findet sich auch ein Hinweis, der unsere Hypothese von der Bedeutung der Religion und der Institution Kirche unterstützt: Seit dem 16. Jahrhundert entwickelt sich vor allem der Protestantismus zur Lesekultur, während das Buch im Katholizismus eine erheblich geringere Verbreitung findet.



Die „success-story“ des modernen Sports und seine Metamorphosen

Fitneß, Ästhetik und individuelle Selbstdarstellung

I. Metamorphosen des modernen Sports

Allein ein flüchtiger Blick auf empirische Daten zum Phänomen Sport zeigt, daß das journalistische Bonmot vom „Sport als der schönsten Nebensache der Welt“, so sympathisch und einladend es klingt, höchst irreführend ist. Schon quantitativ ist der Sport alles andere als nebensächlich.

Mittlerweile treiben – so das Ergebnis diverser repräsentativer Bevölkerungsbefragungen – zwischen 50 und 60 Prozent der Bevölkerung regelmäßig Sport (oder geben dies an). Weitere Befunde zeigen weitreichende Veränderungen gegenüber dem traditionellen Wettkampfsport auf. Die Mehrzahl der Aktivitäten wird unorganisiert ausgeübt; die sogenannten Freizeitsportarten, d.h. primär Schwimmen, Radfahren, Gymnastik, dann Joggen und Tennis, liegen mit weitem Abstand an der Spitze der Beliebtheitskala. Auch die Veränderungen in der Sportmotivation geben Hinweise auf veränderte Prioritätensetzungen bei den Individuen. Die dominierenden Wünsche nach Gesunderhaltung, Fitneß und Spaß bzw. Wohlbefinden haben sich von den normativen Voraussetzungen des ehemals prägenden Wettkampfsports abgekoppelt¹. Sportimmanent nicht erklärbar, korrespondieren sie offenkundig mit zwei neuen Taktgebern der Sportwahrnehmung und -nutzung in der fortgeschrittenen Industriegesellschaft. Das Gesundheits- und Fitneßmotiv sowie die Entspannungswünsche empfangen ihre Prägnanz durch ein gewandeltes Krankheitspanorama. Angesichts des Sachverhalts, daß Morbidität und Mortalität in den Industriegesellschaften zunehmend von verhaltens- bzw. lebensstilbedingten Krankheiten abhängen, sichert man sich – präventiv – Gesundheit. Formen eines expliziten Gesundheitsverhaltens, die teilweise Aspekte der Selbstmedikation annehmen, bestimmen in diesem Sinne zunehmend das

Sporterleben. Das Spaßmotiv korrespondiert hingegen mit Normen und Geboten einer „Freizeitgesellschaft“, in der man sich zunehmend in „sportlicher“ Weise zu bewähren hat.

Eine Konsequenz dieser Entwicklung, daß der Sport zunehmend auf existentielle Probleme der Menschen bezogen wird, ist, daß Sport schon seit geraumer Zeit den Charakter einer exklusiven Männerdomäne verloren hat. Auch ist er nicht mehr eine typische Jugendaktivität, die im Erwachsenenalter gewöhnlich aufgegeben wird. In den Gesamtzusammenhang von Bedeutungsaufwertung und Veränderung des Sports paßt, daß bislang eher sportabstinente Personengruppen, vor allem Frauen, aber zunehmend auch ältere Menschen, aktiv geworden sind. Erlassen ist den Interessierten heute der Nachweis der Sportlichkeit. Auch wirtschaftlich gesehen ist der Sport aus dem Rang einer marginalen Freizeitaktivität herausgewachsen und beachtenswert. Durchschnittlich 540 DM gaben 1990 die über 14jährigen Personen in der Bundesrepublik für den Sport aus, so eine jüngste Studie (alte Bundesländer: 589 DM; neue Bundesländer: 347 DM). Noch bestehende Differenzierungen zwischen den alten und neuen Bundesländern werden dabei zunehmend nivelliert. Daß der Sport zu einem eigenen Wirtschaftssektor geworden ist, zeigen darüber hinaus auch die Kennziffern zur Wertschöpfung und die Beschäftigungszahlen. 1990 machte der Sport mit einem Volumen von rund 30 Milliarden DM zirka 1,4 Prozent der Bruttowertschöpfung aus (alte Bundesrepublik). Zugleich waren rund 604 000 Personen im Sportbereich beschäftigt².

Die „success-story“ des Sports hat auch eine organisatorische Komponente. Im Unterschied beispielsweise zu Gesangs- und Brauchtumsvereinen oder zur freiwilligen Feuerwehr verzeichnen die Sportvereine, getragen von einem allgemeinen Nachfrage-Boom, kontinuierliche Zuwachsraten. Im Jahr 1950 waren im Deutschen Sportbund

1 Vgl. Volker Rittner u. a., Sportinfrastruktur im Kreis Neuss. Forschungsbericht, 2 Bde., Köln 1989.

2 Vgl. Wolfgang Weber u. a., Die wissenschaftliche Bedeutung des Sports. Abschlußbericht, Paderborn 1994.

(DSB) gut drei Millionen Mitglieder (genauer Mitgliedschaften) organisiert; in den Jahren 1970 und 1980 wurden daraus über zehn Millionen bzw. knapp 17 Millionen. 1990 waren es schließlich weit über 21 Millionen Mitglieder (alte Bundesländer).

Entsprechend wuchs die Zahl der Sportvereine im gleichen Zeitraum von knapp 20 000 auf weit über 67 000 Vereine. Damit sind die Sportvereine die weitaus erfolgreichste Freiwilligenvereinigung in der Geschichte der Bundesrepublik. Für die Attraktivität der Sportvereine spricht, daß das Prinzip „Verein“ nach der deutschen Vereinigung 1989 auch in den neuen Bundesländern Erfolg hat. Jeden Tag werden – trotz einer teilweise miserablen oder maroden Sportinfrastruktur oder ihres völligen Fehlens – neue Vereine gegründet.

All dies sind Erfolge, von denen beispielsweise Gewerkschaften, Kirchen, politische Parteien und selbst der ADAC nur träumen können. Die Dynamik der Entwicklung zeigt sich aber auch darin, daß, trotz aller Erfolge, das traditionsreiche Deutungs- und Angebotsmonopol der Sportvereine im Bereich der Sportaktivitäten relativiert worden ist. Zwei wichtige Punkte der Organisationsentwicklung im Sport sind damit benannt: Die Vielzahl der unorganisierten Aktivitäten macht die Entbehrlichkeit von Organisationen in Teilbereichen des Sportengagements deutlich; und die kommerziellen Unternehmen, speziell die Fitneßstudios, demonstrieren den Erfolg eines völlig neuen Typus von Sportanbietern, die sich, marktorientiert, auf die veränderte Struktur der Sportnachfrage spezifisch eingestellt haben. Tatsächlich reguliert sich die Nachfrage nach Sport zunehmend unter Gesichtspunkten von personenbezogenen Dienstleistungen. Entsprechend spannungsreich ist das Geschehen in den traditionsreichen Sportvereinen, die ihr Profil und ihre Identität zwischen konfligierenden Ansprüchen ausbalancieren müssen. Zum einen müssen sie nach wie vor den Prinzipien der Gemeinnützigkeit und der Ehrenamtlichkeit genügen bzw. Tugenden der Selbsthilfe-Organisation aufrechterhalten; zum anderen kommen sie um die Berücksichtigung von Ansprüchen auf spezifizierte Dienstleistungen seitens der Mitglieder nicht herum. Das Problem, daß sie in unterschiedlichen Rationalitäten denken und operieren müssen, ist ein Managementproblem ganz spezifischer Art. Mit Praktiken der alten, zum Klischee geronnenen „Vereinsmeierei“ ist das nicht mehr zu bewerkstelligen.

Wo liegen die Ursachen für den Erfolg und die nachhaltige Veränderung des Sports? Was macht ihn erfolgreicher als das Singen, Briefmarkensam-

meln, Kaninchenzüchten, Basteln oder Bauen von Modellschiffen? Weshalb sind Sportvereine als Freiwilligenorganisationen, die elementar an die Nutzbarkeit der von ihnen vermittelten Funktionen und Leistungen gebunden sind, trotz vieler Schwierigkeiten so viel erfolgreicher als die anderen Freiwilligenorganisationen?

Die Motive, aus denen heraus Sport getrieben wird, liefern Hinweise. In überdeutlicher Weise geht es den Sporttreibenden – das zeigen die Gesundheits-, Fitneß-, Entspannungs- und Ausgleichsmotive – um eine erfolgreiche Arbeit am eigenen Körper und um individuelle Selbstvergewisserung. Unter diesem Gesichtspunkt ergeben sich unterschiedlichste Formen von Lebensstil und Sport. Dabei ist es kein Zufall, daß insbesondere gerade die Sportarten Tennis und Golf Konjunktur haben. Tatsächlich erschließen sich die Gründe für die „success-story“ des Sports nur im Rahmen veränderter Persönlichkeits- und Körperideale in der pluralisierten Gesellschaft. Faßbar wird dabei ein doppelter Vorgang. Die Bedeutungssteigerung des Sports ist mit seiner tiefgreifenden Veränderung und einem modifizierten Verhältnis von Sport und Alltagskultur unmittelbar gekoppelt.

II. Fitneß als Kondition für Glück

Die Trias Gesundheit, Fitneß und Spaß, wie sie sich in allen empirischen Erhebungen zur Sportmotivation immer wieder reproduziert, demonstriert in exemplarischer Weise die radikale Abkehr von Normen des klassischen Sports. In allen Fällen geht es den Sporttreibenden verstärkt um selbstbezügliche Nutzenorientierungen. Die Gesundheitsorientierung hat mit dem pauschalen Gesundheitsversprechen des Sports nur noch wenig gemeinsam; die Spaßorientierung steht im denkbar schärfsten Kontrast zu den klassischen Formen der Sportartbindung und Vereinsloyalität der klassischen Sportler bzw. zum Typus einer heroischen Bindung an die Gesinnungsgemeinschaft Sportverein; das Fitneßmotiv bezieht sich auf die Nutzbarkeit von durch Sport und Bewegung bewirkten Effekten physischer Leistungsfähigkeit in außersportlichen Kontexten.

In verschiedener Hinsicht findet die These, daß die Selbstbehauptung der Individuen neue psychophysische Tugenden erforderlich macht und daß diese in sportverändernder Weise aus dem Sport importiert werden, ihre prägnanteste Stütze in den Fitneßvorstellungen, die zu einem modernen Be-

griffsinventar moderner Selbstbeschreibung geworden sind. Personenbezogene Dienstleistungen im Sport wurden erst unter der Kategorie von Fitneß konsumfähig. Entsprechend erfolgte die sprunghafte Gründung und Namensgebung der Fitneßstudios Ende der siebziger Jahre mit schnellen Steigerungsraten in den achtziger Jahren.

Um Fitneß bemühen sich Manager und Politiker, Hausfrauen wie widerspenstige Jugendliche. Sie alle werden in Trab gebracht durch einen Begriff, der eine triumphale semantische Karriere hinter sich hat. Wie groß die Beschwörungskraft von Fitneß ist, mag man auch daran ersehen, daß er zum Synonym für Glück, Jugendlichkeit, Gesundheit, Erfolg und Soziabilität geworden ist. Wichtiger aber noch ist ein systematischer Befund. Eine organismusbezogene Eigenschaft, d.h. ein primär physiologisches Merkmal – nichts anderes meinte Fitneß als Bezeichnung zunächst –, wurde zur sozialen Tugend. An dem Vorgang sind drei Momente instruktiv:

1. Er zeigt den Aufstieg einer sport- und körperbezogenen Begrifflichkeit und Ästhetik in die Alltagswelt, damit zugleich auch die Ausdifferenzierung eines neuen Vokabulars der Selbstbeschreibung.
2. Zugleich wird ein Vorgang der Entkräftung der traditionellen Sportästhetik und Sportmoral deutlich. Fitneß ist nunmehr eine allgemeine Tugend, nicht mehr eine bereichsspezifische Fähigkeit zur Erzielung sportlicher Leistungen.
3. Tatsächlich ist Fitneß – auf dem Boden eines veränderten Begriffes des Körpers – zur Kondition von Glück geworden.

Zu konstatieren ist eine tiefgreifende Veränderung der Körper- und Persönlichkeitsideale.

Die Säkularisierung von Glücksversprechen und Sinn hat ihr anthropologisches Komplement gefunden. Das Glück schreibt sich in den Körper ein. Der Körper wird zum Beweis von Glück. Der präparierte Körper wird zum glücklichen Körper. Entsprechend verschlingt er Energien wie zuvor die Seele: Exerzitien, Übungen, Aufmerksamkeit, Andacht, Diätvorschriften und Buße. Es existieren Sündenregister, daneben Heilsversprechungen, Dialoge mit dem Körper werden zur Gewißheitssuche. Die Anstrengungen haben ihre Balance in den vielerlei Sorten von Glück, die sich erwerben lassen: das Glück der Selbstfindung, das erotische und berufliche Glück. Es ist eine Pointe der abendländischen Geistesgeschichte mit ihren Traditionen der Körperunterdrückung, daß nunmehr dem gestrafften und geformten Körper Leistungen psy-

chischer Inspiration und Stärkung zugetraut werden, die vorher mit dem Konzept Seele verbunden waren. Das individuelle Heil kommt direkt aus den Leistungen des ertüchtigten Körpers, während die Bemühungen um die Seele, erfolgen sie ohne körperliche Anstrengungen und Schweiß, zunehmend blaß werden und *démodé* sind³.

III. Die Vielfalt der Sportlandschaft

Spaziergänger oder Radfahrer nehmen für ihre sonntägliche Aktivität gern die Attribute des Sports in Anspruch; sie treiben, so ihr Verständnis, Sport; gleiches gilt für die Schwimmer, die eigentlich nur hin und wieder baden. Viele „weiche“ Sportarten, so wie sie sich im Rahmen der neueren Sportgeschichte entwickelt haben, bilden keine Sportrollen und Organisationen mehr aus; die Motive Gesundheit, Spaß und Fitneß haben überkommene Formen des Sporterlebens und der Sportgestaltung wie der Sportsozialisation diffus und konturenlos werden lassen. Der Terminus Freizeitsport, der, strenggenommen, höchst redundant ist – Sport wurde immer schon primär in der Freizeit ausgeübt –, gewinnt seine Prägnanz dadurch, daß er die Befreiung von den symbolischen Auflagen und Zwängen der traditionellen Sportrollen signalisiert. Häufig sind die Grenzen zwischen Sport und „bloßer Bewegung“ unscharf.

Veränderungen und semantische Verschiebungen finden sich aber auch in klar konturierten Bereichen des Sports. Der Hochleistungssport hat mit dem traditionellen Sport nur noch wenig gemein; die Selbstdarstellung der Athleten hat Momente der Showbranche aufgegriffen. Überdies hat sich der Sportartenkanon immens erweitert, und es findet sich eine Multiplizierung von Inszenierungen individueller Sportlichkeit.

Entsprechend gilt, daß Bunjeespringer, Wildwasserkajakfahrer und Freeclimber oder Drachenflieger mit ihren Thrill-Bedürfnissen wenig Gemeinsamkeiten mit den keuchenden, vom Gesundheitsmotiv getriebenen Gelegenheitsjoggern in den Stadtparks haben. Beide Gruppen würden sich aber auch den Vergleich mit traditionellen Sportlern verbitten. Die an expliziter Körperformung interessierten Aerobic- und Callanetics-Anhängerinnen in den Fitneßstudios und Volkshochschulen

³ Vgl. Volker Rittner, Psychosomatik und Zivilisierung, in: G. Jüttemann/M. Sonntag/Ch. Wulf (Hrsg.), Die Seele. Ihre Geschichte im Abendland, Weinheim 1991, S. 512–527.

wiederum unterscheiden sich beispielsweise höchst markant in Körper-, Selbst- und Leistungsverständnis von leistungsorientierten Leichtathletinnen. Bei den Aktiven in den vielerorts entstehenden Seniorengruppen sind die sportbezogenen Leistungsansprüche gesenkt; gleiches gilt für die Teilnehmer in den Herzsportgruppen, von denen es in der Bundesrepublik mittlerweile mehr als dreitausend gibt. Dennoch betreiben beide Gruppen in ihrem Selbstverständnis Sport. Daß Bodybuilder einen völlig anderen Dialog mit ihrem Körper als laufsüchtige Langstreckenläufer führen, sieht man. Ein differenziertes Sport- und Selbstverständnis sowie Vokabular kommt wiederum bei den Behindertensportlern zum Zuge, die ihre eigenen Weltmeisterschaften und Olympiaden haben.

Völlig verwirrend sind, gemessen an den Bildern und Vorstellungen der Tradition, schließlich all jene Sportimporte aus Asien, anhand derer man zum Atmen wie zu den einzelnen Körperteilen wie dem Körperinneren eine meditative Beziehung unterhält. Selbst der Bewegungsstillstand kann zum Ereignis werden. Der philosophische Aufwand von Tai Chi, Taijiquan, Yoga, Shiatsu, Budo, Hapkido beschämt dabei jedes unkomplizierte, naiv-ursprüngliche „Frisch-fromm-fröhlich-frei“-Denken. Die Selbstvergewisserung geht ihre eigenen Wege, so auch, wie in vielen anderen Sportarten, den Pfad ins Innere.

Die skizzierten Momente haben ihre Gemeinsamkeit in drei Punkten. Die Differenzierung des Sports ist mit einer Entwertung bzw. Entleerung der Normen und Praxisformen des traditionellen Sports ursächlich verbunden. Charakteristisch ist im weiteren, daß die traditionellen Formen der individuellen Selbstbegrenzung aufgehoben werden, die für den klassischen Sport konstitutiv waren. Das Medium Sport wird zum Instrument attraktiver Selbsterfahrung und -darstellung. Für den Kenner der Sportgeschichte ist es ein Vorgang ganz eigener Art, daß in einem Bereich, in dem das Wort Disziplin einen spezifischen Rang hatte – man zeigte Disziplin und übte eine (Sport)Disziplin aus –, nunmehr Maßstäbe der erfolgreichen Selbstverwirklichung regieren.

Dem entspricht die Logik der Genese neuer Sportarten. Sie sind Erfindungen zur Steigerung des Selbsterlebens. Aus dem Laufen wurde das Joggen, aus der Gymnastik die verschiedensten Varianten von Aerobic. Surfen, Triathlon, Drachenfliegen sind unter dieser Doktrin völlig neu erfunden worden. Entsprechend ist die Sportart-Entwicklung einer Steigerung der Ich-Erfah-

rung verpflichtet, die im scharfen Kontrast zu den Einheitsvorstellungen des traditionellen Sports steht, in dem die sozialen Rollen scharf umrissen und die Möglichkeiten der Individualisierung limitiert waren. Bedenkt man den Traditionsbezug des Sports, die Normen der emotionalen Integration und der Einheit, so bekommt man eine Ahnung vom grundsätzlichen Wandel des Sports und seiner Funktionen.

Tatsächlich lassen sich die höchst unterschiedlichen Motive, Erlebensformen, Selbstdarstellungsstile, Körperkonzepte, Inszenierungs- und Organisationsformen des Sports nicht mehr in ein Schema einordnen, das mit Unterscheidungen von Breiten- und Leistungssport arbeitet und im übrigen von der Einheit des Sports ausgeht. So vielfältig und widersprüchlich die Veränderungen auf den ersten Blick erscheinen, und so sehr sie sich sportimmanenten Erklärungen entziehen, sie lassen sich doch in den Grundzügen systematisieren, ordnen und deuten.

Drei Ausdifferenzierungsprozesse, die sich gegenüber dem traditionellen Wettkampfsport mit seinen Normen und Werten verselbständigt haben, sind charakteristisch:

1. Im Hochleistungssport ist das Motiv Leistung auf Kosten anderer Motive ausdifferenziert worden.
2. Im Freizeit- und Breitensport steht das Motiv Spaß im Vordergrund.
3. Im Gesundheitssport findet sich die Steigerung des Motivs Gesundheit.

Ausdifferenzierung heißt in diesem Fall, daß Vorstellungskomplexe, die im traditionellen Sport in ihrem Zusammenhang gesehen wurden, nunmehr isoliert wahrgenommen und im Erleben bzw. in der Nachfrage gesteigert werden. Die jeweiligen Normen- und Wertkomplexe verselbständigen sich auf Kosten der jeweils anderen Sinnrichtungen des Sports. Entsprechend verliert der Spaß- und Freizeitsport die Orientierung an Leistung und Wettkampf. Im Gesundheitssport wiederum sind Gesichtspunkte von Spaß und Kommunikation zunächst sekundär; häufig entpuppt sich die Sportmotivation als Gesundheitsanstrengung und ist das Sporttreiben stärker vom Streben nach Gesundheit denn vom Sport her geprägt. Daß im Hochleistungssport Leistung und Gesundheit nicht mehr ohne weiteres kompatibel sind, ist mittlerweile hinreichend bekannt. Die Konzentration auf die Leistung hat in diesem Fall nicht nur die Relativierung, sondern die Beschädigung eines sonst selbstverständlich integrierten Wertepaares bewirkt.

IV. Die Triumphe der Sportästhetik im Alltag

Die These, daß der Sport für Zwecke der individuellen Selbstvergewisserung in den Dienst genommen wird und sich dabei verändert, läßt sich mit einem Blick auf die Praktiken alltäglicher Kommunikation und die Zyklen von Konsum und Selbsterleben erhärten. In allen Bereichen zeichnen sich drei Momente ab: die variantenreiche Nutzung des sportbezogenen Zeichensystems, seine Veränderung und Umdeutung, somit die Hebung bzw. Adellung der Tugenden von Fitneß und Sportlichkeit zu Merkmalen eines erfolgreichen Lebensstils bzw. einer ästhetischen Existenz.

Präzise Vorstellungen eines modellierbaren Körpers, beinahe chirurgische Ambitionen hinsichtlich ausgewählter, zu formender Körperteile sowie Ansprüche der ästhetischen Selbstverwirklichung sind beispielsweise charakteristisch für die Wünsche der Kunden von Fitneßstudios. Nur in der Topologie der zu verbessernden Körperzonen variieren noch die Wünsche von Männern und Frauen, aber nicht mehr in der generellen Absicht, Fitneß zu erwerben und ein attraktiveres Aussehen zu erreichen. Ebenfalls klare, allerdings ganz andere, buchstäblich gewichtigere Maßvorstellungen haben die Bodybuilder. Sie sind ohnehin vom Verdacht befreit, daß sie sich – bei Besichtigung ihres Körpers vor dem Spiegel oder gar beim öffentlichen „posing“ – an Bagatellen orientieren könnten. Der Dialog, den wiederum passionierte Jogger mit ihren Körpersymptomen führen, hat demgegenüber – nicht selten geht es um meditative Beziehungen – buchstäblich metaphysischen Charakter. Die spektakuläre Überwindung aller Alltäglichkeit und Nebensächlichkeit und der riskante Gewinn des eigenen Selbst sind explizites Ziel der zu diesem Zweck „erfundenen“ und kultivierten Sportarten. Das Bungeespringen, Snowboardfahren, Skysurfen oder Extremklettern treiben den Körper zum Zweck der ekstatischen Selbstvergewisserung in extreme Situationen.

Charakteristisch ist, daß die skizzierten Formen körperlicher Selbstvergewisserung – ob in milder oder extremer Form – die Aufmerksamkeit dirigieren und nicht selten lebensstilprägend werden. Daß sich die individuellen Strategien der Selbstvergewisserung mit der Positionierung von Produkten der Wirtschaft trefflich arrangieren läßt, zeigen Erfolg und Verbreitung der sportbezogenen Werbung. Ob es um den Absatz für Joghurts, Marga-

rine, Selterswasser oder um die Aufmerksamkeit für Butter und Schokolade geht, kaum eine Werbung verzichtet noch auf das Zeichensystem des Sports. Für Automobile gilt dies schon lange. Die Idee des „sportlichen Fahrens“ als automobiler Version des Glücks und des „guten Lebens“ hat eine entsprechend lange Tradition. Der Triumph der Sportsymbolik zeigt sich aber insbesondere dort, wo sie symbolischen Mehrwert aus dem Nichts oder in problematischen Situationen schafft. Für die Imagewerbung von Chemieunternehmen, Computerherstellern oder Lebensversicherern – sie haben jeweils anders gelagerte Image- oder Bekanntheitsprobleme – nutzen die Unternehmen in ihrer Öffentlichkeitsarbeit bzw. Informationspolitik den Sport für Zwecke des Imagetransfers bzw. Sympathiegewinns. 1991 wurden in der Bundesrepublik zirka 1,5 Milliarden DM für das Sportsponsoring ausgegeben.

Die Allgegenwart der Sportsymbolik in der Werbung verdunkelt allerdings zunehmend den Sachverhalt, daß diese Entwicklung in vier entscheidenden Punkten von konstitutiven Merkmalen des klassischen Sports abrückt. Verschüttet werden die Traditionen der Selbsthilfe des Sports, wie sie in den Ideen der Ehrenamtlichkeit zum Ausdruck kamen; die Idee des Amateurs, der sich seine Leistung nicht bezahlen läßt; Ideenkomplexe der Askese und der Selbstbegrenzung, wonach die Bindung an den Sport als Zensur über andere Bedürfnisbefriedigungen wirkte, die Orientierung am Gebrauchswert der Sportbekleidung und Sportgeräte, die man, ohne jeglichen ästhetischen Ehrgeiz, bis zu deren völliger materieller Erschöpfung trug.

Die keineswegs auf den Hochleistungssport beschränkten Professionalisierungs- und Kommerzialisierungsprozesse untergraben die ehemals antimonetären Einstellungen. Der Sport, dies bezieht sich auf die Sportarten wie die Requisiten seiner Ausübung, ist in die Logik des allgemeinen Konsums einbezogen, also auf den erlebnisbezogenen Genuß des Kaufens und Verbrauchens ausgerichtet. Nicht mehr abgeschirmt durch emphatische Ideale der Askese und des Gebrauchswerts wie ehemals, sind Sportler heute Konsumenten wie andere auch – ohne Widerstandskraft gegenüber den Verlockungen der Warenwelt. Der ästhetische Genuß und Verschleiß, der für einen immer schnelleren Umschlag der Produkte sorgt und auch die Sportarten einbezieht, steht in größter Opposition zu den früher charakteristischen emotional-sentimentalen Bindungsformen an Sportart wie Sportrequisit. An derartigen Verschiebungen gibt sich die Gewalt der Veränderungen besonders prägnant zu erkennen.

Eine Politik des Erwerbs symbolischen Mehrwerts und Strategien des Imagetransfers betreiben auch die Individuen selbst, wenn sie mit Sportaccessoires – zu denken ist an die Karriere der Sport- und Turnschuhe, an die Sportpullover und -taschen – im Alltag auftauchen. Nichts kann auch nur annähernd ähnlich ergiebig die Momente von Lässigkeit, Lockerheit, Modernität und individueller Souveränität vermitteln wie Turnschuhe. In einem Emanzipationsvorgang ohnegleichen stiegen die Sportrequisiten zu ästhetischen Instrumenten der attraktiven individuellen Selbstdarstellung auf. Bei den Jugendlichen der Turnschuhgeneration hat dies, in Kombination beispielsweise mit Jeans und T-Shirts, möglicherweise auch einem Skateboard, einen anderen Stil als bei Jungunternehmer/innen, die ihre in der Boutique gekauften Markenpullover tragen. Noch wichtiger für die attraktivere Selbstdarstellung ist es, wenn der sportliche und schlanke Körper selbst Zeugnis gibt von Jugendlichkeit, Dynamik und Erfolgsfähigkeit sowie Potenz seines Besitzers. Tatsächlich stellt die Nutzung des Zeichensystems des Sports eine Zäsur in der Geschichte der Persönlichkeits- und Körperideale dar. Pointiert ausgedrückt: Kaum ein Symbolsystem in der deutschen Nachkriegsgeschichte ist in der sozialen Lebenswelt auch nur annähernd so erfolgreich gewesen wie das des Sports.

V. Sport als Medienereignis

Die Entwicklung des modernen Sports wäre ohne den Einfluß der Massenmedien, insbesondere der elektronischen Medien, nicht denkbar gewesen. Andererseits sind die modernen Medien im Werben um Zuschaueranteile und Reichweiten zunehmend auf den Sport zur eigenen Profilierung angewiesen. Die Geschichte der Übertragungen von sportbezogenen Großereignissen – so z.B. Olympische Spiele und Eiskunstlauf- oder Fußballweltmeisterschaften – demonstriert die zunehmende Verquickung von Medien- und Sportentwicklung. In diesen Zusammenhang paßt, daß Fußball und Tennis Sendetermine des Fernsehens umwerfen. Nicht gerade häufig, aber immerhin auch nicht ganz selten unterwirft sich sogar die Tagesschau, das strukturgebende Prinzip des deutschen Fernsehalltags, dem Zeittakt spezieller Sportveranstaltungen – nichts könnte die gewachsene soziokulturelle Bedeutung des Sports besser ins Bild setzen.

Nach einer nur kurzen Zeit der Verkennung des Medienwerts des modernen Sports – der kurzen Phase, in der Sportwerbung noch „Schleichwerbung“ war – wurde der Kampf um die Sportarten Fußball und Tennis zu einem dramatischen Kapitel der jüngeren Mediengeschichte. Entsprechend läßt sich – in Erweiterung der Rekorde nach Sekunden oder Zentimetern – die Bedeutung des Sports auch in Medienrekorden, sprich Einschaltquoten, ausdrücken. Daß die Unterschätzung des Sports unliebsame Folgen haben kann, davon können die öffentlich-rechtlichen Anstalten nunmehr ein Lied singen. Die Eroberung von Senderechten – insbesondere beim Fußball und Tennis – spielte bei der Profilierung der Privatsender, speziell von RTL, eine zentrale Rolle; sie haben den Gewinn von Marktanteilen katalysatorisch begleitet.

Die Dinge berühren und stimulieren sich. Bei den Winterspielen in Lillehammer waren beispielsweise mehrere hundert Millionen Menschen weltweit an den Fernsehgeräten. Noch jede Olympiade oder Weltmeisterschaft (zumindest in den telegen Sportarten) hat, sofern es die Bedingungen zuließen, für neue Publikumsrekorde gesorgt. Entsprechend ist selbst das Knie der Nancy Kerrigan nicht mehr nebensächlich geblieben; erst recht nicht die Eisenstange, mit der das Attentat verübt wurde, der böse Blick, die Verwandtschaft und das verkrampfte Verhalten von Tonya Harding, eingeschlossen ihr zerrissener Schnürsenkel am Tage der Kür. Auch wissen wir nunmehr um die Englischkenntnisse von Schorsch Hackl und die folkloristischen Präferenzen von „Rasi-Wasi“. Deutlich daran wird, wie sehr die komplexen Gesellschaften ihren Bedarf an Personen, Geschichten, an konkreten Ereignissen und nachvollziehbarem Sinn aus den semantischen und bildgebenden symbolischen „Kraftwerken“ der Großereignisse des Sports decken. Die Versorgung des Alltags mit Sinn und Stoff geschieht aus den Ressourcen des Sports.

VI. Die Exzentrik der Spitzensportler

Bei Boris Becker ist die Öffentlichkeit nicht nur an seinen Turniersiegen interessiert bzw. an der Frage, ob sie nun endgültig ausbleiben. Ob er einen Bart oder Hut trägt, welche Freunde/innen er hat, welche Journalisten er vergrätzt, welchen Trainer er entläßt, welche Meinung er zur Hamburger Hafensstraße hat, wie sein neugeborenes Kind heißt, all

das fasziniert die Öffentlichkeit. Auch daran ist manches tagesschaufähig.

Entsprechend sind, so in einer kürzlich publizierten Fotosequenz, die Etappen einer stürmischen biographischen Entwicklung im Sinne eines extraordinären Bildungsromans bekannt und ikonographisch fixiert: Erst der Jugendliche mit den weichen Gesichtszügen, dann die Bilder der Mannwerdung, dann die aus dem Sportbereich herausdrängenden Bilder mit dem Dreitagebart, die Bilder mit dem Hut.

An diesen Momenten zeigt sich eine neue Entwicklung. Zwar waren hervorragende Sportler immer schon Gegenstand des öffentlichen Interesses. Aber dies geschah im bindenden Rahmen fester Konventionen und Klischees, speziell im Rahmen des Stereotyps des „nice guy“, des netten bescheiden gebliebenen jungen Mannes, der lediglich durch seine Leistung, nicht aber durch seine individuelle Persönlichkeit hervorsticht. Allenfalls, daß die Bescheidenheit einen besonderen Rang ausmachte. Entsprechend kann man die Selbstdarstellung eines Max Schmeling, eines Gottfried von Cramm oder Fritz Walter als sportartspezifische Varianten und Interpretationen des Bescheidenheits-Topos und der Begrenzung von Individualität auffassen.

Das Beispiel Boris Beckers ließe sich, bleibt man beim Tennis, erweitern durch die Selbstdarstellung eines Agassi, McEnroe und vieler anderer. Die spektakulären Auftritte der Tennisstars machen auf einen folgenreichen Vorgang veränderter Selbstdarstellungsweisen sowie Rezeptionsstile der Öffentlichkeit aufmerksam. Er ist durch folgende Momente gekennzeichnet:

1. Die Selbstdarstellung der Athleten bricht aus dem Bannkreis traditioneller Sportmoral aus und verschmilzt mit anderen kulturellen Konventionen extrovertierter Präsentation.
2. Tatsächlich hat der Spitzensport zunehmend Elemente des Showbusiness angenommen und mit ihm die Zwänge einer interessanten individuellen Selbstdarstellung.

Tennisschläger, die zu Bruch gehen, teilen zunehmend das Schicksal von Gitarren in der Popmusik. Der Konvergenz der Requisiten entspricht die Angleichung der Selbstdarstellungsstile von Sport- und Popstars. In der Geschichte des Sports ist dies ein neues Phänomen. Die ekstatische Darstellung von Individualität und Eigenwilligkeit, nunmehr vom Publikum außerordentlich geschätzt, teilweise provoziert, hat keine kulturelle Tradition im Sport.

Die Ursachen für diese sich beschleunigende Entwicklung sind vielfältig. Die Konkurrenz der Medien untereinander, neue Präferenzen und Sehbedürfnisse angesichts der Medienentwicklung, veränderte Einstellungen der Zuschauer, all das spielt eine nicht gering zu veranschlagende Rolle. Die wichtigsten Ursachen wird man allerdings in den veränderten Bedingungen der Produktion sportlicher Höchstleistungen zu suchen haben – in den veränderten Bedingungen der Sozialisation von Spitzenleistungen. Was für den Teufelsgeiger des 19. Jahrhunderts galt, gilt nunmehr auch für die Protagonisten des Sports. Nur auf der Basis immenser Trainingsleistungen und eines Lebens für den Sport sowie einer quälerischen Virtuosenaskese erreicht man das internationale Leistungsniveau. Die Exzentrizität der Selbstdarstellung zeigt die Bedingungen der Leistung – Asymmetrien in sozialer wie zeitlicher und sachlicher Hinsicht sind, verglichen mit einer Normalbiographie, unerlässlich.

Entsprechend ist, wie im 19. Jahrhundert im Bereich der Kunst, die Virtuosendarstellung auch im Sport wahrscheinlich geworden. Die Exzentrizität der Leistungsbiographie erscheint als Wahrheit der Gesamtbiographie. Jedenfalls haben Spitzensportler keine große Veranlassung mehr, im Sinne der alten Bescheidenheitstopoi die exzentrischen Bedingungen und Voraussetzungen ihrer Spitzenleistungen zu unterdrücken. Natürlich kann man auch nett, sympathisch bleiben, jedermanns Darling – und die Sportsendungen beweisen die Weiterexistenz dieses Selbstdarstellungsstils –, aber es ist nur noch ein Stil unter anderen. Unverkennbar ist der Wunsch des Publikums nach interessanteren Selbstdarstellungen.

VII. Fußball und Tennis: der „alte“ und der „neue“ Sport

Wollte man die „erfolgreichsten“ Sportarten der jüngeren Sportgeschichte benennen, so kommen – bei Berücksichtigung der Kriterien Verbreitung, sportrollenprägende Kraft sowie öffentlichkeitswirksamer Charakter als Zuschauersport – nur zwei Sportarten in Frage: Fußball und Tennis. Sie sind in dieser Position weithin unangefochten.

Unterschiedlicher könnte ein Duo allerdings nicht sein. Geschichte, Stil und Rezeption wie auch die Bedingungen des Erfolgs weichen eklatant voneinander ab. Es ist die grundlegende Differenz zwi-

schen einem traditionell „elementaren“ und einem neuen lebensstilbezogenen Sportkonzept, die sich bemerkbar macht. Zur Geltung kommen zwei unterschiedliche Erfolgsmodelle des Sports.

Trotz vieler Gemeinsamkeiten, wie sie jedem Kampfsport eigen sind – die Klarheit der Abläufe, die Eindeutigkeit der Gegnerschaft, die Konstruktion von Spannung durch Ungewißheit, die Personalisierung etc. –, zeigt sich die Unterschiedlichkeit allein schon in der Phänomenologie des Sichkonzentrierens.

Im Tennis erregt die Art des Sichsammelns des Protagonisten vor dem Aufschlag Aufmerksamkeit und erreicht nicht selten den Rang einer Meditation, im Fußball wäre dies, etwa bei Einwurf, unverständlich – ein dummes Ärgernis. Der spektakuläre Hechtsprung an der Linie oder vor dem Netz, im Tennis bei einer konkreten Person zum Stilmerkmal geworden, ist im Fußball eine Bagatelle. Selbst die Art des Beschimpfens von Linienrichtern differenziert – im Tennis streift sie Momente einer Charakteräußerung, im Fußball bleibt sie – ein häufiges Moment im Gewirr von Aggressionen, Tätlichkeiten – rüpelhaft. Zweifellos bietet das Fußballspiel unendlich mehr Möglichkeiten des Hechtens, Fallens und Rempelns. Der Kosmos der Emotionen ist viel weiter gespannt. Aber all das bleibt äußerlich, wird nicht zum persönlichen Stil von Spielern. Auch das „Tor des Monats“ ändert daran nichts. Es ist

wunderbar als Torschuß – weitgehend unabhängig vom Schützen.

Die Grenzziehung zwischen den beiden Sportarten ergibt sich durch ihre Eignung, Individualisierung zuzulassen bzw. individuellen Merkmalen und Ansprüchen der Aktiven (Zuschauer) Form zu geben. Die Feindosierungen, die Tennis ermöglicht – im Bereiche des Verhältnisses von Leistung und Lebensstil und beim Genuß der eigenen Selbstdarstellung bzw. des Einbaus des Lebensstils in die Sportausübung –, erklärt seine Doppelkarriere. Tennis ist als Zuschauersportart und als von Millionen aktiv ausgeübter Volkssport erfolgreich. Anders der Fußball. Als Zuschauersportart ist er erfolgreicher denn als betriebene Sportart. Was er an Hingabe, physischem Einsatz fordert, auch an Entdifferenzierung, sieht man gern am Fernsehapparat; die Ausübung überläßt man den Jüngeren. Im Unterschied zu den Darstellungsmöglichkeiten im Tennis ist die Fußballerrolle mit den Lebensstilrollen im Erwachsenenalter nicht mehr vereinbar, außer man erlaubt sich den exotischen Spaß des Kickens in einer Theken- oder Altherrenmannschaft. Dem Gesagten ordnet sich die Skala von Getränken und Gerichten zu. Fußball ist, in der ausgeübten Form, gastronomisch beim Bier und dem Jägerschnitzel stehengeblieben. Tennis erlaubt unterschiedliche Kombinationen: Kaffee und Tee, natürlich auch das kühle Pils, weiterhin aber Sekt und Champagner, gegebenenfalls auch Kaviar.

Norbert Seitz: Von Bern bis Los Angeles. Die politische Geschichte der Fußball-Weltmeisterschaft

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 24/94, S. 3–12

Nachdem der sensationelle deutsche WM-Sieg von 1954 zum Politikum geriet, bedienten sich von da an Politiker immer häufiger des Mediums Fußball zur eigenen Popularitätssteigerung. Hatten die Honoratioren der Adenauer-Ära noch ihre Berührungängste gegenüber den Gladiatoren des Proletensportes, gehören heute populistische „Bruderküsse“ zum Standardrepertoire von Politikern.

So war Verteidigungsminister Strauß 1958 in Schweden der erste Bonner Gratulant, Bundespräsident Lübke wollte 1966 in England wider alle Zeitlupentechnik das ominöse „dritte Tor“ drin gesehen haben. Kanzler Schmidt besuchte 1982 in Spanien noch kurz vor seiner Abwahl das Finale von Derwalls „Skandaltruppe“, während sein Nachfolger vier Jahre danach in Mexiko der unterlegenen deutschen Endspielelf mit penetranter Herzlichkeit auf den Leib rückte. Ganz staatsmännisch dagegen erbot Richard von Weizsäcker der Beckenbauer-Elf seine Glückwünsche zum dritten deutschen WM-Sieg 1990 in Rom.

Jürgen Busche: Der Mythos von 1954

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 24/94, S. 13–15

Der Gewinn der Fußball-Weltmeisterschaft 1954 im Berner Wankdorf-Stadion ist bis heute von einer mythischen Aura umgeben. Eingefleischte Fußball-Fans können jede Einzelheit auf dem Weg zu diesem Sieg detailliert schildern. Fritz Walters technokratisch-pragmatisches Diktum über Sepp Herberger als Chef („Der Chef sagte immer . . .“) wurde zur Leitvorstellung deutscher Daseinsbewältigung.

Diese auf eine Persönlichkeit des Fußballs gemünzte Charakterisierung paßte aber haargenau auch auf den damaligen Bundeskanzler Konrad Adenauer. Er war im wahrsten Sinne des Wortes Regierungschef – nicht mehr und nicht weniger. Die Autorität dieser „Chefs“ kam aus ihrer Persönlichkeit. Trotzdem wurden sie ganz unromantisch abserviert: der eine nach dem Bau der Berliner Mauer 1961, der andere nach dem Desaster bei der Fußball-Weltmeisterschaft 1962 in Chile.

Die sich darin symbolisierende Zäsur wurde damals als solche aber nicht erkannt. Der Sport jedenfalls hatte schon eine neue Bedeutung für die im Entstehen begriffene Zivilgesellschaft; sie spürte es schon, wußte es aber noch nicht.

Josef Schmid/Ulrich Widmaier: Warum ist der Ball nicht überall rund? Der Homo ludens in vergleichender Perspektive

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 24/94, S. 16–22

Fußball läßt sich durchaus im Vergleich – historisch, regional und zu anderen Ballspielarten – betrachten und auf seine spezifischen politischen und sozialen Verbindungslinien hin untersuchen. Schon das deutsche Beispiel weist deutliche Veränderungen von der Fußballweltmeisterschaft 1954 bis heute auf: Politischer Kontext, Spielerfiguren und Ballstrategien stehen dabei in enger Wechselwirkung. Ähnlich signifikante Unterscheidungen gelten für ausgewählte Bundesligavereine. Noch deutlicher werden die gesellschaftlichen Wurzeln des Spiels mit dem runden Ball bei einem Blick in die Welt: Vor allem dort, wo eine starke Arbeiterbewegung existiert, und/oder in armen katholischen Gesellschaften treffen wir auf Fußball. In eher bürgerlich geprägten Landschaften finden wir dagegen eher andere Ballsportarten – von Rugby bis zum Tennis.

Volker Rittner: Die „success-story“ des modernen Sports und seine Metamorphosen. Fitneß, Ästhetik und individuelle Selbstdarstellung

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 24/94, S. 23–30

Der moderne Sport hat in den fortgeschrittenen Industriegesellschaften den Rang einer schönen Nebensache weitgehend verloren. Zu den wichtigsten Metamorphosen des zeitgenössischen Sports gehören neben einer erstaunlichen Nachfragesteigerung („Sportboom“) zahlreiche Differenzierungsprozesse sowie Funktionswandlungen sowohl des Freizeit- als auch des Hochleistungssports. Darüber hinaus haben sich völlig neue Nachfrage- und Angebotsstrukturen entwickelt, innerhalb derer die klassischen Sportanbieter – die Sportvereine – ihr Deutungs- und Organisationsmonopol verloren haben.

Die weitreichenden Veränderungen in den Sportartpräferenzen und im Sporterleben sowie die Ästhetisierung der Sportausübung und der Sportrequisiten haben ihre Ursachen in veränderten gesellschaftlichen Persönlichkeits- und Körperidealen. Insbesondere der Aufstieg des Fitneßsyndroms mit einem neuen Vokabular der attraktiven individuellen Selbstbeschreibung ist instruktiv. Fitneß, im weiteren der schlanke und sportliche Körper, erscheint als Voraussetzung für irdisches Glück. Die Ursachen für die Ausdifferenzierung neuer psycho-physischer Tugenden und Werte, die häufig zu Lebensstilmerkmalen werden, hat man in gesamtgesellschaftlichen Wandlungsprozessen zu suchen. Ein verändertes Gesundheitsmotiv, das im Sport zunehmend spürbar wird, geht auf die Notwendigkeiten individueller Präventionsmaßnahmen und Selbstmedikationspraktiken zurück, wie sie durch die Zivilisationskrankheiten bedingt sind. Der Wunsch nach mehr „Spaß“ und „Selbstverwirklichung“ korrespondiert mit den Normen einer „Freizeitgesellschaft“.